

# MAGAZIN

der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

*University of Düsseldorf*  
HEINRICH HEINE  
UNIVERSITÄT  
DUSSELDORF

1-2005



**Expeditionen  
ins Reich der Seuchen**

*Seuchen*



*Liebe Leserin,  
lieber Leser!*

Einsteins 50. Todestag, Schillers 200. Todestag, Hans-Christian Andersens 200. Geburtstag. Da gerät ein anderes Jubiläum leicht aus dem Blickwinkel: Vor 100 Jahren erhielt Robert Koch den Nobelpreis. In der Laudatio hieß es damals: „Die wissenschaftlichen Arbeiten zusammenzufassen, die Koch selbst durchgeführt hatte oder durch seine Schüler ausführen ließ, sowie ferner all jene Arbeiten zu nennen, die indirekt auf Koch zurückgehen, käme praktisch einer Beschreibung der Bakteriologie während der letzten Jahrzehnte gleich.“

Ein Gutteil der Arbeiten wurde auf Expeditionen begonnen oder auch „vor Ort“ komplett durchgeführt: Das Zelt als Labor. Diese Expeditionen waren oft regelrechte Abenteuer, die Forscher riskierten vielfach ihr Leben. Zwei Wissenschaftler der Heinrich-Heine-Universität – ein Parasitologe und ein Augenarzt – haben die Spuren von Robert Koch und seiner Kollegen dokumentiert. In einem Buch beschreiben sie „medizinische Himmelfahrtskommandos der deutschen Kaiser- und Kolonialzeit“.

Ein anderer Beitrag aus der Medizin befasst sich ebenfalls mit der exotischen Ferne, wo das tropische Paradies allerdings zum Inferno wurde: Ein Düsseldorfer Rechtsmediziner berichtet über seine Erlebnisse in der Identifizierungs-

kommission des Bundeskriminalamtes, die Tsunami-Opfer in Thailand untersuchte.

Gleich zweimal geht es in dieser Ausgabe um das Internet. Gibt es im WWW überhaupt so etwas wie „Vertrauen“?, fragt ein Soziologe. Und ein Jurist macht die Risiken von E-gambling deutlich. Gibt es eine rechtliche Grauzone? Was ist strafbar?

Und wir berichten über viel Kultur.

Denn der „Kunstpfad“, Teil der neuen „CampusKultur“, nimmt langsam Gestalt an. Studierende stellten ihre Konzepte in der Universität und danach in der Düsseldorfer Kunsthalle vor. Mit großem Erfolg übrigens. Mehr zu den Vorschlägen auf den nächsten Seiten.

Ganz aktuell war die Expertenrunde des „Düsseldorfer Forums“: Der Tod der US-Amerikanerin Terri Schiavo hat die Debatte um Sterbehilfe neu entfacht.

Ich hoffe, dass wir Sie mit diesem MAGAZIN zum Sommersemester wieder neugierig gemacht haben auf viele interessante Themen in und aus der Universität.

*The  
Rolf Lillmann*



**Mann gegen Mikrobe: Unser Titelbild zeigt Robert Koch auf seiner Ostafrika-Expedition 1906/07. Er entnimmt für die bereitgestellten Reagenzgläser Blut zum Nachweis von Schlafkrankheitserregern aus dem Herzen eines Krokodils. Das deutsche „Expeditionsfieber“ der Zeit von 1870 bis 1914 führte zu bedeutenden wissenschaftlichen Durchbrüchen bei der Seuchenbekämpfung und hat Auswirkungen bis in die heutige Reisemedizin. Mehr dazu ab Seite 26.**



**Er heißt DANIS und ist ein idealer Patient. Als Dummy verzeiht er alles. Im Simulationszentrum der Klinik für Anästhesiologie trainieren Ärzte medizinische Krisensituationen unter Echt-Bedingungen. DANIS dient jedoch nicht nur der Aus- und Fortbildung. Auch Stress im OP kann gezielt geplant werden. Mehr dazu ab Seite 42.**

## Aktuell

Von der Kunst zu sterben .....	4
Neue Zielvereinbarung unterzeichnet .....	5
Die Herausforderungen der Zukunft annehmen .....	6
City-Guides für deutsche Kultur .....	7
Neue Professur: „Gartenkunst“ .....	7
Kanzler aus Nantes zu Besuch in Düsseldorf .....	8

## Transfer

Meerestiere als Lebensretter? .....	9
Eigene Forschung europäisch stärken .....	10

## Campus

„Online-Auskunft“ der ULB ist Riesenerfolg .....	11
Uni-Tristesse adieu mit mehr Campus-Kunst .....	12
Bibliothek und Rathskeller als Ruin... ..	14
Die Büchse der Pandora geöffnet .....	16

## Internationales Forum

Warum eigentlich noch Deutsch lernen? .....	18
---	----

## Internationales

„...ist ein Sieg gegen Auschwitz“ .....	20
Deutsch-französisches Jurastudium eingerichtet .....	21
Fremdsprachenzentrum gegründet .....	21

## Philosophische Fakultät

Zeugnis der jüdischen Aufklärung .....	22
„Vertrauen online“: Fiktion oder Realität? .....	24
Datenbank: Wer macht was in NRW für Europa? .....	25
Antisemitismuspreis vergeben .....	25

## Titel

Himmelfahrtskommandos in tropische Paradiese .....	26
--	----

## Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät

Verblüffend ähnlich: Seeanemone und Mensch .....	30
Humboldt-Stipendiat Rik Wensink errechnet kolloidale Systeme .....	31
InCom 2005: Tendenz rückläufig .....	31

## Juristische Fakultät

Abzocke im Netz: Bankrott als Hauptgewinn? .....	32
Jura: Zwei Honorarprofessuren .....	34
Ehrendoktorwürde für Prof. Claussen .....	34

## Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät

Drei Möglichkeiten, Kosten zu beeinflussen .....	35
--	----

## Medizinische Fakultät

Ein Einsatz der Extreme .....	36
„Die Basis ist solide, aber es fehlt an allem.“ .....	40
Düsseldorfer Umweltforschung in Japan .....	41
Gastdozent aus Pilsen .....	41
Krisenmanagement im Operationsaal .....	42
Lauschangriff auf die Gene .....	44
Votum für Vorsorge und Früherkennung .....	45
Auf Eis gelegt: Fruchtbar nach Krebsbehandlung .....	46
Prof. Scherbaum MEDICA-Präsident .....	46
Der Zwerg im Kern .....	47
Forschung für gesunde Kinder .....	47
Promotionsfeier der Medizin .....	48
LIONS Hornhautbank: Bilanz 2004 .....	48

## Preise


DAAD-Preis für Cristina Rita Parau .....	49
Hadding-Preis an Dr. Leliveld .....	49
Amerikanistin: Beste Dissertation 2004 .....	50
Beste Dissertation der Naturwissenschaften .....	50
drupa-Preis 2005 für Kunsthistorikerin .....	51

## HHU-Intern

Ausschreibungen .....	52
Nachruf em. Prof. Schultze .....	53
Nachruf em. Prof. Rechenberger .....	53
25-jähriges Dienstjubiläum .....	54
40-jähriges Dienstjubiläum .....	54
Ehrungen .....	54
Apl. Professor .....	54
Honorarprofessor .....	54
Todesfälle .....	54
Im Fragebogen: Pof. Dr. Markus Stein .....	54
Impressum .....	53



Rechtsmediziner half bei der Identifizierung der Tsunami-Opfer, Ab Seite 36.



**www.buchsv.de 3,2 Mio Titel online!**  
 Portofreie und schnelle Lieferung  
**BUCHHAUS ANTIQUARIAT STERN-VERLAG**

# Von der Kunst zu sterben

## „Düsseldorfer Forum“ diskutierte das Thema „Sterbehilfe“

VON MELANIE KALWA

**Der Tod von Terri Schiavo in den USA hat die Debatte zur Sterbehilfe neu entfacht. In vielen Ländern werden unterschiedliche rechtliche Regelungen vertreten. Auch in Deutschland ist diese sensible Thematik nicht einheitlich gelöst.**

**A**us aktuellem Anlass traf sich das „Düsseldorfer Forum“ – eine Expertenrunde der Universität – um das Thema „Sterbehilfe“ zu diskutieren und offene Fragen zu klären. Neben Rektor Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch saßen Priv.-Doz. Dr. Martin Haupt (Neu-

Grundproblem: „Alles, ... was bisher natürlich war, ist jetzt beeinflussbar und damit entscheidungspflichtig geworden.“ So auch das Sterben. Betrachtet man den Sachverhalt historisch, so hat sich laut Heiner Fangerau die Sichtweise der Menschen gravierend gewandelt. Im Mittelalter ging es noch um „Ars Moriendi“ – die Kunst des Sterbens. Dabei kam es den Menschen vor allem auf einen langsamen und oftmals schmerzhaften Tod an. Sie glaubten, dadurch auf das Leben danach und auf Gott vorbereitet zu werden. Erst im 19. Jahrhundert änderte sich diese Vorstellung und man entfernte sich von der Idee, den Tod als

„Schläuchen hängen“ und „dahinvegetieren“. Diese „hoch emotionale“ Situation, wie Dölle sich ausdrückt, ist gekennzeichnet durch Hilflosigkeit, die vor allen Dingen die Angehörigen betrifft. Sie sehen sich mit der Frage konfrontiert, ob die medizinischen Maßnahmen lebens- oder sterbensverlängernd sind. Welche Entscheidung soll getroffen werden? Was wünscht der Erkrankte?

Damit tritt für den Juristen Prof. Dr. Frister das eigentliche rechtliche Kernproblem auf: „Was ist der mutmaßliche Wille des Patienten? Ist er genauso zu behandeln wie sein aktueller? Und wie genau sieht das im einzelnen Fall aus?“



Das „Düsseldorfer Forum“ zum Thema „Sterbehilfe“ (v.r.n.l.): PD Dr. Martin Haupt (Neuro-Centrum Düsseldorf), Prof. Dr. Helmut Frister (Institut für Rechtsfragen der Medizin), Rektor Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch, Dr. Heiner Fangerau (Institut für Geschichte der Medizin), Prof. Dr. Bernd Grabensee (Klinik für Nephrologie) und Heribert Dölle (Katholische Klinikseelsorge)

Foto: Melanie Kalwa

ro-Centrum Düsseldorf), Prof. Dr. Helmut Frister (Lehrstuhl für Strafrecht und Strafprozessrecht/Institut für Rechtsfragen der Medizin), Dr. Heiner Fangerau (Institut für Geschichte der Medizin), Prof. Dr. Bernd Grabensee (Klinik für Nephrologie) und Heribert Dölle (Katholische Klinikseelsorge) am Tisch.

„Verfüge ich selbst über meinen Tod?“, so formulierte der Rektor das

einen rein geistlichen Vorgang zu sehen. Aufgrund der wissenschaftlichen Errungenschaften und der zunehmenden Lebenserwartung wurde das Sterben auf einen physikalisch-chemischen Prozess reduziert, der möglichst schnell und schmerzlos zu Ende gehen sollte.

Diese Auffassung vertreten auch viele Patienten, die mit Klinikseelsorger Heribert Dölle sprechen. Man wolle nicht an

Sehr selten nur existiert eine Verfügung. Oftmals sind nur noch die Angehörigen da, um den Patienten zu vertreten.

Dölle erinnert an dieser Stelle daran, dass viele nach überstandener Krankheit anders denken und froh sind, noch zu leben. In dieser Situation hätten sie niemals veranlasst, entsprechende lebensverlängernde Maßnahmen abzustellen. Es ist also äußerst schwierig, den

mutmaßlichen Willen des Patienten festzulegen.

Die Grenzen der Sterbehilfe sind unklar, zudem besteht eine gespaltene Rechtsgrundlage. Eine Seite vertritt die restriktiv-konservative Sicht: Eine Patientenverfügung hat keine Gültigkeit, sofern nicht eine weitere todbringende Erkrankung hinzukommt. Die Gegenpartei hingegen ist eher offen und der Ansicht, dass die Verfügung zu beachten ist, ungeachtet der Tatsache, ob der Sterbeprozess bereits eingesetzt hat oder nicht.

Viele, gerade ältere Patienten sind verunsichert, klagen über fehlende Aufklärung und Beratung. Dieser Informationswunsch ist auch PD Dr. Martin Haupt vom Neuro-Centrum in Düsseldorf bekannt. Vor allen Dingen Angehörige treten mit allgemeinen, aber auch ganz speziellen Fragen an Mediziner heran: Wie sieht eine Patientenverfügung überhaupt aus? Und was genau bewirkt sie?

Die Landesärztekammer stellt Muster bereit, die entsprechend spezifischer Wünsche im Ernstfall modifizierbar sind. Es ist auch möglich, eigene Entwürfe

mündlich oder schriftlich zu erstellen. Doch Haupt weist bereits hier auf die unklaren Stellen in Patientenverfügungen hin, die genügend Platz für Interpretationen lassen. Er sieht die Schwierigkeit, ein Dokument aufzusetzen, das über jeden Zweifel erhaben ist. Schließlich sind viele Gesundheitsentwicklungen eben nicht vorherzusehen. Deshalb rät Haupt, vorher entsprechende schriftliche Formulierungen in Absprache mit einem Arzt festzuhalten, sie sind spätestens alle zwei Jahre zu aktualisieren.

Nehmen wir nun an, der Patient besitzt eine solche Verfügung. Welche Gültigkeit hat sie im Krankheitsfall? Prof. Dr. Grabensee sieht es so: „Die Patientenverfügung ist für Ärzte auf jeden Fall eine wichtige Hilfe.“ Er räumt jedoch auch ein, dass in jeder Situation individuell entschieden werden müsse. Daher könne dieses Dokument nur bedingt berücksichtigt werden. Zwischen zehn und zwanzig Mal im Jahr stehen die Ärzte der Uniklinik vor der Entscheidung, lebensverlängernde Maßnahmen zu beenden oder nicht. Ein Fall wie der von Terri Schiavo tritt zwei bis drei Mal bei

50 000 Patienten pro Jahr auf. Ein Wachkoma ist eindeutig festzustellen, der Zustand irreversibel. In Fällen, wo der Patient nach mehreren Jahren wieder erwacht ist, wurde eine Fehldiagnose gestellt, so Grabensee. Viele medizinische Maßnahmen, die in den USA bei Terri Schiavo vorgenommen wurden, ziehen die Mediziner hier nicht in Betracht. Grabensee meint, man könne das Ausmaß des Leidens beim Patienten nicht abschätzen. In besonders schwierigen Krankheitsfällen steht den Medizinern zusätzlich der Ethikrat der Universität zur Seite.

Die Thematik „Sterbehilfe“ ist ein komplexer und schwieriger Sachverhalt, sensibel zu behandeln. Die Rechtslage wirft mehr Fragen auf als sie Lösungen bietet. Und eine einheitliche, komplikationslose Handhabung in solchen Fällen ist noch Zukunftsvision.

#### Information:

**Muster von Patientenverfügungen finden sich zum Beispiel auf der Homepage der Ärztekammer Nordrhein ([www.aekno.de](http://www.aekno.de)).**

## Neue Zielvereinbarung unterzeichnet

**A**m 21. Februar unterzeichneten NRW-Wissenschaftsministerin Hannelore Kraft und Rektor Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch eine zweite Zielvereinbarung zwischen der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und dem Wissenschaftsministerium. Sie hat eine Laufzeit von zwei Jahren. In dem Vertrag werden u. a. Profildbereiche vereinbart, in denen die Hochschule ihre besonderen wissenschaftlichen Stärken entwickelt bzw. konsolidiert.

Die hochschulrechtlichen und hochschulpolitischen Grundlagen wandeln sich derzeit in Deutschland sehr rasch. Eben deshalb ist es für die Heinrich-Heine-Universität unverzichtbar, ihre Wurzeln in der Tradition der europäischen Universitäten wahrzunehmen und zu pflegen. Die Heinrich-Heine-Universität versteht sich als eine „universitas“ der Lernenden und Lehrenden in der „universitas“ ihrer Fakultäten.

Die Heinrich-Heine-Universität baut konsequent ihre Stärken aus. In ausgewählten Forschungsfeldern konkurriert sie mit den weltbesten Universitäten und Forschungseinrichtungen. Es ist das Ziel der Hochschule, den Anteil an national und international verfügbaren Drittmitteln auszubauen. Deshalb werden die Ressourcen gebündelt und zu relevanten Schwerpunkten zusammengefasst.



**Ministerin Hannelore Kraft und Rektor Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch**  
Foto: Andrea Kranz

Der komplette Wortlaut der Zielvereinbarung zum Download:  
[http://www.uni-duesseldorf.de/HHU/HHU/RS/Meldungen\\_Dokumente/Pressestelle/20050222\\_Zielvereinbarungen\\_II.pdf](http://www.uni-duesseldorf.de/HHU/HHU/RS/Meldungen_Dokumente/Pressestelle/20050222_Zielvereinbarungen_II.pdf)

# Die Herausforderungen der Zukunft annehmen

## Der 94. Deutsche Bibliothekartag war ein voller Erfolg

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

**2.700 Vertreter aus Bibliotheken, Wissenschaft, Wirtschaft und Kultur kamen im März nach Düsseldorf, um am 94. Deutschen Bibliothekartag teilzunehmen. Vier Tage lang diskutierten sie auf dem Campus der Heinrich-Heine-Universität über die Frage, wie das deutsche Bibliothekswesen den Herausforderungen der Zukunft begegnen kann, ohne seine Dienstleistungen angesichts sinkender Etats einschränken zu müssen. „Geld ist rund und rollt weg, aber Bildung bleibt“, dieses Zitat des Namenspatrons der Universität hatten die Veranstalter als Motto gewählt.**

**G**astgeberin Dr. Irmgard Siebert zeigte sich mit dem Verlauf des Bibliothekartags äußerst zufrieden. „Unser Konzept ist aufgegangen“, freute sich die Direktorin der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf, „es herrscht eine deutlich spürbare Aufbruchstimmung. Motto: Wir wollen nicht klagen, sondern auf unsere Leistungen verweisen und nach vorne blicken!“

Klaus-Peter Böttger vom Berufsverband Information Bibliothek, einem der Veranstalter der Tagung, verwies auf die positive Resonanz auf den Bibliothekartag auch in den Medien: „Wir sind bemerkt worden, und an dem Strang müssen wir eben weiter arbeiten.“

Auch die Aussteller waren von dem Düsseldorfer Bibliothekartag sehr angehan. Von „guten Gesprächen, zufriedenstellenden Ergebnissen und der angenehmen Aufnahme in den Kreis der Bibliothekare“ war die Rede. Neu an dem Düsseldorfer Konzept: die räumliche - und inhaltliche - Nähe zwischen Tagung und Ausstellung. „Wir wollten die Firmen als Partner begreifen und integrieren,“ so Dr. Irmgard Siebert, „diese Idee ist gut angekommen.“

Neben der Beschäftigung mit den großen Fragen über die Zukunft der Biblio-

theken stand auch die Fortbildung im Mittelpunkt. Die große Resonanz, die der Düsseldorfer Bibliothekartag erhalten habe, zeige, „wie groß der Bedarf nach Fortbildung und Austausch unter den Kollegen ist“, so Dr. Daniela Lülfiing, Vorsitzende des Vereins Deutscher Bibliothekare.

Unter den innovativen Lösungsansätzen sahen die versammelten Bibliothekare die Nutzung der digitalen Möglichkeiten ganz vorne.

Dabei geht es sowohl darum, den Zugang zu Information zu verbessern (Stichwort: Portale, verbesserte Nachweissysteme im Internet und kundenorientierte Online-Dienstleistungen), als

gruppen die Bibliotheksarbeit bestimmen. Im Zeichen des PISA-Schocks haben insbesondere kommunale Bibliotheken damit begonnen, sich auf dem Feld der Leseförderung zu positionieren und gezielt Jugendliche als Benutzer der Bibliotheken zu gewinnen.

Der 94. Bibliothekartag zeigte mit seinen ca. 300 Vorträgen, zahlreichen Präsentationen und Fachgremiensitzungen, dass das Bibliothekswesen die Herausforderungen der Zukunft annimmt und auch durch sinkende Etats nicht davon abgehalten wird, immer neue innovative Dienstleistungen und Konzepte zu entwickeln. Allerdings wurde auch deutlich,



**Bei der Eröffnung des 94. Deutschen Bibliothekartags am 15. März in der Düsseldorfer Tonhalle (v.l.n.r.): Rektor Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch, ULB-Direktorin Dr. Irmgard Siebert, Staatssekretär Hartmut Krebs, Stadtdirektor Hans-Heinrich Grosse-Brockhoff**  
**Foto: Sarah Stöhr**

auch um die Kostenersparnis durch den Einsatz von elektronischen Ressourcen, etwa im Bereich der digitalen Publikation.

Zukünftig wird darüber hinaus das aktive Zugehen auf potentielle Benutzer-

gruppen das hohe Potential von Bibliotheken für Gesellschaft, Kultur, Politik, Wirtschaft und Wissenschaft nur dann zur Entfaltung kommen kann, wenn die Finanzierung gesichert ist.

# City-Guides für deutsche Kultur

## Auch die Katholische Hochschulgemeinde ist beim Weltjugendtag aktiv

VON ANDREA KRANZ

**Vom 15. bis zum 21. August findet in diesem Jahr der XX. Weltjugendtag in Deutschland statt. Papst Benedikt XVI. und 800.000 Gäste aus aller Herren Länder werden erwartet. Auch die Katholische Hochschulgemeinde Düsseldorf (KHG, zuständig für alle Hochschulen Düsseldorfs) wappnet sich für diesen Mega-Event und sucht noch interessierte Studierende, die aktiv am Weltjugendtag teilnehmen und bei der Organisation helfen wollen.**

**H**ochschulpfarrer Frank Müller und Pastoralreferentin Susanne Körber sind mit den Vorbereitungen stark beschäftigt. Schließlich will die KHG auch Düsseldorf von seiner schönsten Seite präsentieren, wenn junge Menschen aus der ganzen Welt hier zu Gast sind. Neben Düsseldorf werden Bonn und natürlich Köln die Zentren der Veranstaltungen sein. In Marienfeld bei Frechen wird die Veranstaltung am 21. August mit der Abschlussmesse ihren Höhepunkt erreichen.

Doch vorerst sucht die KHG noch für das Projekt „Culture in the City“, auch CiCs genannt, kulturell engagierte Studierende der Heinrich-Heine-Universität, die eine oder mehrere Fremdsprachen beherrschen und Spaß daran haben, den internationalen Gästen die deutsche Kultur und Lebensart nahe zu bringen. Pastoralreferentin Susanne Körber betont, „die CiCs sollen sozusagen aus ihrer Sicht jungen Leuten die Sehenswürdigkeiten Düsseldorfs zeigen.“ Die Altstadt mit ihrem historischen Kern und St. Lambertus gehören zu einer „Sightseeing-Tour“, aber auch die

Königsallee und die Hofkirche, die Citadelle, die Karlstadt und der Hafen werden von den CiCs mehrsprachig vorgestellt. Vorausgesetzt wird die Teilnahme an vier Vorbereitungstagen und die Übernahme von mindestens vier Schichten (à vier Stunden) während des Weltjugendtages. Hochschulpfarrer Frank Müller stellt heraus, „dass die CiCs über den Weltjugendtag hinaus diese Weiterbildung nutzen können und vielleicht bessere Voraussetzungen für interessante Jobs haben“. Doch die Pilger aus aller Welt werden nach anregendem und aufregendem Tagesprogramm in der Landeshauptstadt auch eine Übernachtungsmöglichkeit zu schätzen wissen.

Dementsprechend sucht die KHG noch private Haushalte, die

in ihrer „Herberge“ jugendliche Gäste aufnehmen. Natürlich stellt auch die KHG ihre Räumlichkeiten zur Verfügung. Das Carl-Sonnenschein-Haus in der Brinckmannstraße wird als Begegnungszentrum für Studierende genutzt. Hier können sich die Pilger mit Getränken und kleinen Snacks versorgen, außerdem wird ein Ruheraum mit Isomatten hergerichtet und der Innenhof mit Bier-

bänken ausgestattet. Die wichtigste Absicht des Zentrums ist es aber, den internationalen Studierenden einen Treffpunkt und Begegnungsmöglichkeit zu bieten.

Die Kapelle steht dabei zum Meditieren und zum Gebet offen.

**Kontakt:**  
**khg@uni-duesseldorf.de**  
**www.wjt2005.de**  
**Tel.: 0211 - 93492 - 0**  
**Fax: 0211 - 93492 - 13**



**XX.  
Weltjugendtag  
Köln 2005**

## Neue Professur: „Gartenkunst“

**A**m 23. März wurde im Rathaus der Vertrag unterzeichnet: Für die Dauer von maximal sechs Jahren übernimmt die Stadt Düsseldorf die Kosten für eine neue Professur an der Heinrich-Heine-Universität. Sie trägt den Namen „Juniorprofessur für Gartenkunst - Stiftungsprofessur der Landeshauptstadt Düsseldorf“.



**Rektor Labisch und OB Joachim Erwin bei der Vertragsunterzeichnung. Hinter ihnen (v.l.): Klaus Krösche und Gabriele Uerscheln (Stiftung Schloss und Park Benrath) sowie Oberstadtdirektor Hans-Heinrich Grosse-Brockhoff.**

**Foto: Melanie Kalwa**

In enger Zusammenarbeit mit der Stiftung Schloss und Park Benrath soll u. a. die Gartenkunstgeschichte des 17. Jahrhunderts erforscht werden. Die Professur wird der Philosophischen Fakultät angehören und dort dem Seminar für Kunstgeschichte zugeordnet sein. Zur Finanzierung stellt die Stadt der Universität für die ersten drei Jahre Mittel in Höhe von jährlich 75.000 Euro zur Verfügung; nach der Evaluation ab dem vierten Jahr ebenfalls von jährlich 75.000 für einen Zeitraum von bis zu sechs Jahren. Für die Stadt unterzeichneten OB Joachim Erwin und Stadtdirektor Hans-Heinrich Grosse-Brockhoff, für die Stiftung Schloss und Park Benrath Gabriele Uerscheln und Klaus Krösche, für die Heinrich-Heine-Universität Rektor Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch. Für die Heinrich-Heine-Universität ist diese Professur ein Anlass zur besonderen Freude: Sie steht am Beginn einer Zusammenarbeit von Stadt und Hochschule, wie sie in Deutschland wohl einmalig sein dürfte. Auf dem Weg zur „Wissenschaftsstadt Düsseldorf“ ist ein weiterer Meilenstein gesetzt.

R. W.

## Statistik: NRW- Spitzenplatz beim Frauenanteil

**A**n die NRW-Hochschulen drängen immer mehr Frauen. Im Wintersemester (WS) 2004/05 waren an Rhein und Ruhr insgesamt 210.763 Frauen an einer Hochschule immatrikuliert. Wie das Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik mitteilt, lag damit der Frauenanteil bei 46 Prozent. Die Zahl der Hochschülerinnen hat sich im Vergleich zum Wintersemester 1994/95 um 4,7 Prozent erhöht, während sich im gleichen Zeitraum die Gesamtzahl der Studierenden in NRW um zehn Prozent verringert hat. Die beliebtesten Studienbereiche für Frauen waren im Wintersemester 2004/05 Wirtschaftswissenschaften (36.800 Studentinnen), Germanistik (18.300), Rechtswissenschaften (10.900), Sozialwesen (10.600) sowie Erziehungswissenschaften (10.300).

Besonders für Ausländerinnen ist der Studienstandort Nordrhein-Westfalen in den letzten zehn Jahren immer beliebter geworden: Im Wintersemester 2004/05 besaßen 28.900 Frauen einen ausländischen Pass (Wintersemester 1994/95: 15.200). Der Frauenanteil bei den ausländischen Studierenden stieg innerhalb von zehn Jahren von 37,4 Prozent auf 46,9 Prozent. Als ausländische Studierende gelten hier sowohl Ausländer, die in Deutschland die Hochschulzugangsberechtigung erworben haben als auch solche, die aus dem Ausland zugezogen sind.

Überdurchschnittlich hohe Frauenanteile meldeten für das zu Ende gegangene Wintersemester unter anderem die Universitäten Düsseldorf (57,5 Prozent), Bielefeld (56,8 Prozent) und Köln (56,5 Prozent).

LDS/NRW

## Kanzler aus Nantes zu Besuch in Düsseldorf



**Beim Besuch im Rektorat (v.l.): Dr. Werner Stüber (Akademisches Auslandsamt HHU), Günter Krause (Président de la Commission Union européenne), Nicole Guého (Chef de la Division des études et de la vie universitaire), Ulf Pallme König (Kanzler HHU), Jean Narvaez (Kanzler Universität Nantes)**

**Foto: Julia Kranz**

**S**eit 1973 besteht eine Partnerschaft zwischen den Universitäten Düsseldorf und Nantes. Es ist dies die älteste Hochschulpartnerschaft der Düsseldorfer Alma mater. Der Austausch beschränkt sich jedoch nicht nur auf Forschung, Lehre und das Studium. Auch die Verwaltungen der Universitäten sind seit dem Jahr 2000 mit einbezogen. Der Kanzler der Heinrich-Heine-Universität, Ulf Pallme König, und sein französischer Kollege Jean Narvaez (Secrétaire général) unterzeichneten damals in Nantes die „Vereinbarung über den Austausch von Verwaltungspersonal“.

Jetzt erfolgte der Gegenbesuch. Vom 19. bis zum 22. Januar war der Kanzler der französischen Hochschule zu Gast in der rheinischen Partneruniversität. Er wurde begleitet von Günter Krause (Président de la Commission Union européenne) und Nicole Guého (Chef de la Division des études et de la vie universitaire) aus Nantes.

Bei den Gesprächen ging es u. a. um den weiteren Fortgang des Verwaltungsaustausches. Im September letzten Jahres war eine Mitarbeiterin des Düsseldorfer Akademischen Auslandsamtes in der Loire-Stadt, nun steht ein Gegenbesuch an.

Außerdem wurden die Möglichkeiten einer Doppelseinschreibung geprüft, also einer gleichzeitigen Immatrikulation in Deutschland und Frankreich.

Schließlich ging es um zwei Studiengänge, die von der Konzeption her in beiden Universitäten gleich angelegt sind: „Medien- und Kulturwissenschaft“ heißt er in Düsseldorf, „Médiation culturelle“ in Nantes. Primär sind die Philologien beteiligt. Auch hier standen Sondierungsgespräche um eine gegenseitige Ergänzung, Anerkennung und Verzahnung der Fächer an.

Natürlich lernten die Gäste aus Frankreich auch den Campus und das Universitätsklinikum kennen (u. a. Besuche in der Juristischen Fakultät, in der Universitäts- und Landesbibliothek, im Herzkatheterlabor und im Zentrum für Computertomographie).

Und auch ein bisschen Tourismus war dabei: Was wäre eine akademische Düsseldorf-Visite ohne einen Abstecher in die Altstadt?

Die Organisation des Besuchsprogramms für die Nanteser-Delegation lag bei Dr. Werner Stüber (Akademisches Auslandsamt).

R. W.



# Meerestiere als Lebensretter?

## BIOTECmarin: ein neues Unternehmen aus der HHU

**BIOTECmarin ist ein neues Unternehmen, das seinen Ursprung in der Heinrich-Heine-Universität hat. Anette Traude (Leiterin Forschungs- und Technologietransfer) sprach mit Prof. Dr. Peter Proksch (Pharmazeutische Biologie) über die Ausgründung.**

### Warum wurden Sie Unternehmer und wie kamen Sie zu Ihrer Geschäftsidee?

Wir haben die BIOTECmarin GmbH im Jahr 2002 nahezu zeitgleich mit der Etablierung des gleichnamigen BMBF-geförderten Kompetenzzentrums gegründet, um im Meer nach neuen Wirkstoffen zu suchen. Marine Organismen besitzen ein großes, aber bislang erst in Anfängen genutztes Potential an pharmakologisch aktiven Naturstoffen, die für die Entwicklung neuer Medikamente, z. B. für die Chemotherapie von Krebserkrankungen, interessant sind. Da marine Organismen von den großen Pharmaunternehmen bislang vergleichsweise stiefmütterlich behandelt wurden, bestehen auf diesem Gebiet besondere Chancen für eine in den Universitäten angesiedelte Wirkstoff-Forschung, die es zu nutzen gilt. Wir möchten daher erfolgversprechende Substanzen, die im Kompetenzzentrum entdeckt werden, über die GmbH patentieren und möglichst weit über die präklinische und klinische Forschung voranbringen. Es ist klar, dass wir mit den begrenzten finanziellen Mitteln, über die unsere GmbH derzeit verfügt, Wirkstoffe nicht bis zur Marktreife entwickeln können. Die Wertschöpfung für die GmbH wird aber bei einer späteren Lizenzierung an ein großes Pharmaunternehmen um so größer sein, je weiter eine Substanz auf dem Weg der präklinischen bzw. klinischen Prüfung bereits vorgerückt ist.

### Was sind die genauen Geschäftsfelder und Produkte der BIOTECmarin GmbH?

Die Geschäftsfelder teilen sich auf in die pharmazeutische Wirkstoff-Forschung mit dem Schwerpunkt „Neue Anti-Tumormittel“ sowie in marine Werkstoffe, wie z. B. rekombinant gewonnenes Silikat, das als Stützsubstanz in marinen Schwämmen

vorkommt. Der große Vorteil im Vergleich zu anderen Biotech-Firmen und damit auch der Erfolg der BIOTECmarin GmbH beruht darauf, dass die beteiligten Hochschulgruppen ihre bewährte Infrastruktur an Geräten, ihr wissenschaftliches und methodisches Know-how sowie ihre vielfältigen wissenschaftlichen Kontakte zu Gruppen auch außerhalb des Kompetenzzentrums sozusagen zum Nulltarif in den Forschungsverbund einbringen. Mit vergleichsweise geringen Fördermitteln, die den im Forschungsverbund zusammengeschlossenen Gruppen vom BMBF, dem Land und den jeweiligen Universitäten anteilmäßig zur Verfügung gestellt wurden, konnten große Synergieeffekte erzielt werden. Über Mittel des Kompetenzzentrums werden in meiner Gruppe ein bis zwei Mitarbeiter finanziert. Mindestens genau so viele Mitarbeiter, die z. B. über Stipendien des DAAD gefördert werden, arbeiten zusätzlich an unseren Projekten im Kompetenzzentrum mit. Insgesamt besteht meine Arbeitsgruppe derzeit aus etwa 15 Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, die aber auch in anderen Drittmittelprojekten eingesetzt sind.

### Wie lässt sich Ihr Engagement in der BIOTECmarin GmbH mit Ihren Aufgaben am Lehrstuhl für Pharmazeutische Biologie und Biotechnologie verbinden?

Meine Aufgaben als Hochschullehrer umfassen Lehre und Forschung. Ein Teil meiner Zeit, die mir für Forschungsaufgaben zur Verfügung steht, fließt in unsere Projekte im Kompetenzzentrum ein. Nicht jede wissenschaftliche Entdeckung, die wir dort machen, ist vermarktungsfähig oder auch nur patentierbar. Ein Großteil unserer Arbeit ist nach wie vor eher der klassischen universitären Grundlagenforschung zuzurechnen und wird wie üblich in internationalen Fachzeitschriften veröffentlicht. Erfreulicherweise stoßen wir aber bei unseren Arbeiten auch immer wieder auf Ergebnisse, die für unser Ziel der marinen Wirkstoff-Forschung relevant sind und die Möglichkeit einer Produkt-

Entwicklung in sich tragen. Diese Erfindungen sollen dann der BIOTECmarin GmbH zufließen. Darin sehe ich aber keinen Konflikt mit meiner Tätigkeit als Hochschullehrer, sondern eher eine Bereicherung meiner wissenschaftlichen Arbeit.

### Inwiefern hat die HHU Ihre Unternehmensgründung seinerzeit gefördert?

Die HHU half uns sehr, indem sie einen Teil der Fördersumme getragen hat. Ich wünsche mir, dass der BIOTECmarin GmbH, genauso wie anderen Firmen-Ausgründungen aus unserer Universität, das Recht zugestanden wird, Erfindungen selbst zu vermarkten, da dies für jede Firma überlebenswichtig ist.

Im Jahre 2001 entschloss sich das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), ein Förderungsprogramm auszuschreiben, um das Gebiet der marinen Naturstoffforschung in Deutschland zu etablieren und so den Vorsprung anderer Länder aufzuholen. Das war die Geburtsstunde eines innovativen Projektes: Das bundesweit erste Kompetenzzentrum für Schwammforschung, genannt BIOTECmarin, wurde von insgesamt zehn Forschergruppen ins Leben gerufen. Im Fokus stehen dabei Naturstoffe aus Meereschwämmen und deren Mikroorganismen. Gearbeitet wird bundesweit und international: Beteiligt sind die Universitäten Mainz, Stuttgart, Düsseldorf, Kiel und Würzburg, darüber hinaus ein Ingenieurbüro in Mannheim und die Meeresbiologische Station in Rovinj, Kroatien. Diese Arbeiten wurden in den ersten drei Jahren mit insgesamt 8 Millionen DM gefördert. Zwei Drittel dieser Mittel kamen aus dem Forschungsprogramm Marine Naturstoffforschung, den Rest steuerten die jeweiligen Bundesländer und Universitäten bei.

### Kontakt:

**Anette Traude (Leiterin Forschungs- und Technologietransfer), Tel. 0211 - 81 - 13508, E-mail: [traude@verwaltung.uni-duesseldorf.de](mailto:traude@verwaltung.uni-duesseldorf.de)**

# Eigene Forschung europäisch stärken

## Von der EU gefördert: zum Beispiel das Exzellenznetzwerk „ViRgil“

Die Koordinierungs- und Beratungsstelle Forschungsförderung in der Abteilung Forschungs- und Technologietransfer stellt an dieser Stelle Projekte vor, die aus Mitteln der Europäischen Union finanziert werden. Das 6. Rahmenprogramm, das mit rund 17,5 Milliarden Euro ausgestattet ist, zielt auf eine wesentlich stärkere Bündelung der europäischen Forschungskapazitäten hin. Der Molekularbiologe Prof. Dr. Stephan Ludwig (Institut für Molekulare Medizin) erläutert im Interview mit Forschungsreferentin Patricia Nitsch das von der EU positiv beurteilte Exzellenznetzwerk „ViRgil“.

### Prof. Ludwig, was ist „ViRgil“?

„ViRgil“ ist eines der ersten bewilligten Exzellenznetzwerke, einer neuen Förderform der EU. Der Fokus von „ViRgil“ liegt in der klinischen Erfassung und übergreifenden multidisziplinären Erforschung von Resistenzmechanismen gegen anti-virale Substanzen. Im Internet mehr dazu unter [www.virgil-net.org](http://www.virgil-net.org). Virale Resistenzen gegen Therapeutika gehören immer noch zu den großen Problemen in der Infektionsmedizin. „ViRgil“ ist organisiert in sieben Subnetzwerke, in denen alle relevanten Aspekte, von der klinischen Virologie über die Grundlagenforschung bis hin zu sozio-ökonomischen Fragestellungen, adressiert werden. Im Netzwerk arbeiten insgesamt 55 Partner aus ganz Europa mit. Auch sind einige kleine und mittlere Unternehmen beteiligt. Die EU fördert das Projekt mit neun Millionen Euro über einen Zeitraum von vier Jahren.

### Für welche Aufgaben sind Sie in diesem Exzellenznetzwerk verantwortlich?

Ich bin in „ViRgil“ als Subkoordinator für die Konzeption und Leitung des Bereiches „Virus-Wirt Beziehungen“ zuständig. In diesem Subnetzwerk mit dem Namen „ViRgil-Host“ sind verschiedene Arbeitsgruppen versammelt, die sich mit Fragen der Immunologie und Wirtszellreaktion auf Virusinfektionen und der Rolle dieser Prozesse für die Ausbildung von Resistenzen beschäftigen. Mein eigenes Forschungsprojekt adressiert die Rolle intrazellulärer Signalmechanismen in der Entwicklung resistenter Varianten von Grippe-Viren. Ein zweites Projekt des Universitätsklinikums Düsseldorf in diesem Subnetzwerk wird geleitet von PD Dr. Johannes Bode und Prof. Dr. Dieter Häussinger und befasst sich mit zellulären Antworten auf Infektionen mit Hepatitis C-Viren.

### Welches Forschungsziel steht bei diesem Projekt im Vordergrund?

Die Mission von „ViRgil“ ist, die Problematik der resistenten Virusvarianten gegen anti-virale Medikamente sowohl auf klinischer Ebene als auch in seinen molekularen Grundlagen breit zu erfassen und zu analysieren. Hierzu gehört sowohl der Aufbau klinischer Datenbanken als auch die Erforschung von Resistenzphänomenen auf molekularer Ebene. Schließlich werden auch soziale und sozio-ökonomische Aspekte beleuchtet. Zunächst wird sich dieses Netzwerk zwei Virusfamilien annehmen, den Grippe- oder Influenza-Viren und den Hepatitis-Viren des Typs B und C.

### Welcher Zeithorizont ist für Sie als Subkoordinator in diesem Netzwerk bei der Vorbereitung und Antragstellung notwendig gewesen?

Von den ersten konzeptionellen Gesprächen bis hin zur Einreichung des Antrages vergingen fast acht Monate. Allerdings ist

dies ein Zeitraum, den man bei der Größe des Konsortiums schon veranschlagen sollte. In meiner Funktion als Subnetzwerk-Koordinator habe ich die meiste Zeit darauf verwendet, die nötigen Unterlagen, Schriftstücke und ausgefüllten Formulare von den Projektpartnern rechtzeitig zur Erfüllung von Deadlines einzufordern. Inhaltlich sollte man sich streng an die Ausschreibungskriterien halten und nur etwas konzipie-



ren, wenn man zu dieser Thematik auch etwas beitragen kann. Ein „Hinbiegen“ seines wissenschaftlichen Profils, nur, um in eine Ausschreibung zu passen, ist eher kontraproduktiv.

**Mit welchem finanziellen Aufwand mussten Sie in Ihrem Projekt bis zur Antragseinreichung rechnen? Hatten Sie die Möglichkeit einer finanziellen Unterstützung durch die Hochschule?**

Bei einem multinationalen Projekt schlagen natürlich vor allem Reisekosten zu Buche. Die Planung eines Netzwerkes mit mehr als 50 beteiligten Labors und Institutionen verlangt schon, dass sich das Führungskonsortium in der Vorbereitungsphase öfter trifft, was für jeden der Beteiligten durchaus Kosten in Höhe von einigen tausend Euro verursacht. Hier war für mich die Anschubfinanzierung des Landes NRW, vermittelt durch die Koordinierungs- und Beratungsstelle Forschungsförderung der Universität Düsseldorf, sehr hilfreich.

**Welche Kriterien haben die Gutachter bei dem bewilligten EU-Projekt besonders positiv bewertet?**

Die Multidisziplinarität und umfassende Berücksichtigung der verschiedenen relevanten Aspekte sowie die Einbeziehung fast aller europäischer Spitzenwissenschaftler in diesem Feld wurde besonders gelobt. Darüber hinaus stieß das Einbeziehen kleiner und mittlerer Unternehmen in das Projektkonsortium auf große Zustimmung.

**Welche Beratungshilfen bzw. Serviceleistungen konnten Sie bei der Antragsvorbereitung, Vertragsgestaltung, bzw. Vertragsprüfung in Anspruch nehmen?**

Lokal ist hier vor allem die Koordinierungs- und Beratungsstelle Forschungsförderung der Universität Düsseldorf hervor zu heben. Darüber hinaus sind die Internet Seiten des Community Research and Development Information Service (CORDIS) sowie deren Mitarbeiter sehr empfehlenswerte Informationsquellen.

**Worin sehen Sie als Wissenschaftler die Vorteile, an einem EU-Programm teilzunehmen?**

Ganz offensichtlich in der Möglichkeit, in ganz Europa Kontakte zu bekommen. Hier können dann in Kollaborationen die verschiedenen wissenschaftlichen Expertisen gebündelt werden, was hilft, die eigenen Forschungsarbeiten effizienter zu gestalten. Dieser Vorteil für jeden Einzelnen im Netzwerk summiert sich dann natürlich auch insgesamt zum Wohle der Entwicklung einer gesamteuropäischen Forschungslandschaft.

**Weitere Informationen:**

**HHU/Forschungsförderung**

**Patricia Nitsch, Tel. 0211 - 81 - 11398**

## „Online-Auskunft“ der ULB ist Riesenerfolg

**D**er neue Service der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf (ULB) ist ein Riesenerfolg! Angeboten wird der Auskunfts-Chat seit dem 17. Januar 2005. Neu ist er nicht in der deutschen Bibliothekslandschaft. Mit Düsseldorf bieten insgesamt elf deutsche Bibliotheken diesen Dienst an - aber die ULB hat die längsten Service-Zeiten bundesweit: montags bis freitags von 9 bis 20 Uhr, samstags von 9 bis 13 Uhr.

Allein in den ersten vier Wochen konnten insgesamt 300 Anfragen entgegengenommen werden, die von der Benutzung des Online-Kataloges über Ausleihbedingungen bis hin zu sehr spezifischen Literaturwünschen für Fach- und Diplomarbeiten, dem Handling bestimmter Datenbanken oder Detailfragen (Wieviel Betten hat das Universitätsklinikum?) reichen. Nur in einem Fall musste das Online-Team bisher eine Antwort schuldig bleiben: Gesucht wurde ein Gemälde, auf dem eine Frau mit Narbe und Narzisse abgebildet sein soll...

Bei den Nutzern der ULB findet der neue Service jedenfalls eine hervorragende Resonanz. Hier eine kleine Auswahl der Kommentare, die auf einem elektronischen Fragebogen nach Abschluss des Chats abgegeben werden können:

„Die Online-Auskunft ist eine sehr gute Sache. Bin begeistert über eine schnelle, unkomplizierte Methode, Informationen anzufragen! Schön, dass der Service an der UB in Düsseldorf kontinuierlich verbessert wird!“

„Die Online-Auskunft ist eine tolle Sache! Freundlich und kompetent wurde mir geholfen! Vielen Dank!“

„Super kompetenter Service, nehme ich gerne in Anspruch. Online Auskunft ist eine gute Idee.“

„Eine tolle Idee! Spart viel Zeit und Energie! Danke!“

„Ich war überrascht über die Schnelligkeit des Services. Eine tolle Idee!“

Die Studierenden machen mit 67 % den Löwenanteil der



Nutzer aus, gefolgt von ca. 10 % Dozenten und wissenschaftlichen Mitarbeitern. Ca. 75 % nutzen das Angebot vom heimischen PC aus. Über 90 % der Nutzer gaben an, dass ihnen die Online-Auskunft ganz (77,78 %) oder teilweise (13,89 %) geholfen hat.

Marianne Hesse-Dornscheidt

# Uni-Tristesse adieu mit mehr Campus-Kunst

## Seilbahn und Blumen in Übergröße: Studenten-Vision zum Kunstpfad

VON ANDREA KRANZ

**Stauende Augen schauen in den Himmel und entdecken nicht nur eine Seilbahn, sondern auch Universitätsgebäude mit Namen. Ginge es jedenfalls nach jungen Kunsthistorikern der Heinrich-Heine-Universität.**

**P**rof. Dr. Andrea von Hülsen-Esch, Prof. Dr. Hans Körner und Dr. Angela Stercken vom Kunsthistorischen Seminar haben mit ihren Studenten ein Projekt ins Rollen gebracht: Der Campus wird eine andere ästhetische Qualität bekommen.

Mit dem „Kunstpfad“, initiiert durch Rektor Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch, sollen die Universitätsgebäude, -wege und -plätze attraktiver gestaltet werden. Den Schwerpunkt legten die Studenten auf die Universitätsstraße, die mit ihrer Hauptachse in Nord-Süd-Richtung verläuft: von der Universitätsbibliothek bis zur Mensa. Sie erschließt die personintensiv genutzten Einrichtungen, Hörsäle, Bibliotheken, Seminare und Übungsräume. Diesen „Pfad“ haben sich die Studenten vorgenommen. Keine leichte Aufgabe für die vier Teams, die in dem Projektseminar „campus:construction“ ihre Ideen virtuell für den Campus am Computer entwarfen.

Das Uni-Gelände nicht mehr nur als Arbeitsraum, sondern auch als Freizeitraum zu empfinden, ist eines der Ziele. Durch Cafés und Geschäfte mehr Leben auf den Campus zu bringen gehört zu den Visionen des ambitionierten Projekts. „Die Uni soll einen gewissen Freizeitwert bekommen. Erst wenn der gegeben ist, kann auch Kunst zu ihrer vollen Entfaltung kommen“, so Prof. Körner. Dementsprechend soll der Campus nicht nur Arbeitsplatz sein, sondern auch „Ort des Gemeinschaftserlebnisses und zugleich essentieller Teil der Stadt“, fügt Rektor Labisch hinzu.

So machten sich die Kunstteams an die Arbeit, finanziell unterstützt von der Anton-Betz-Stiftung. Bei einem Informationsabend präsentierten sie ihre Konzepte erstmals öffentlich.

Die Gruppe „Kunst.kontext.campus“ (Anne Beckers, Barbara Frings, Ana Schepkowski, Nina Teusch) hat besonders junge Talente der Düsseldorfer Kunstakademie in ihr Konzept miteinbezogen. „Denn“, so Teusch, die selbst an der Akademie studiert, „an einem Ort, an dem Neues gedacht und entwickelt wird, an einem Ort, an dem junge Menschen denken und handeln, sollen gerade junge Künstlerinnen und Künstler agieren.“ So empfängt ein vielleicht bald Gebäude 25.22 mit dem Namen „Kai“ und Gebäude 23.40 mit dem Namen „Inga“. Statt unpersönlicher Nummerierung also bunte Leuchtbuchstaben.

„Die Orte sollen definiert werden“ und nicht nur mehr „Transiträume“ darstellen, erklärt Teusch. Aber auch und ganz besonders soll Raum für Kunst entstehen. Den Vieren schwebt hier vor, auf den Dächern der Uni-Gebäude, so zum Beispiel auf der Juristischen Fakultät, Container aufzustellen. In diesen Containern könnten dann temporäre Ausstellungen stattfinden. „Eine geeignete Möglichkeit für die Studenten der Kunstakademie, ihre Kreativarbeiten vorzustellen“, findet Teusch.

Michael Heym geht aber noch einen Schritt weiter: Er verbindet den Campus

kurzerhand mit einer Seilbahn. So ist es möglich, die Uni aus der Vogelperspektive zu betrachten. Auch die Seilbahnen sind ein Zeitphänomen der 70er Jahre und korrespondieren demnach hervorragend mit der Architektur der Uni-Gebäude.

Ariane Assmann, Anja Hepp, Bernhard Jansen und Simone Larisch, die ebenfalls seit Ende August an ihrem Konzept gearbeitet haben, wollten auf ihrem Kunstpfad „sinnvoll Dinge arrangieren“,

so Simone Larisch. Was soviel heißt, wie die bestehenden Kunstwerke, die schon auf dem Campus vorhanden sind, mit neuen zu verbinden.

Dementsprechend hat sich das Quartett mit dem Namen „Lustwandel<sup>3</sup>“ Ende 2004 auf lokale Künstler-suche begeben. Es wurde recherchiert, Namen und Adressen kamen zusammen.

Bernhard Jansen war es wichtig, „dass wir etwas Realisierbares schaffen und nicht erstmal den Campus sprengen müssen, um ihn dann wieder aufzubauen.“ So schwebt

ihnen, zum Beispiel, ein Projekt mit Klaus Sievers vor. Mit ihm sollen kleine Patienten aus der Kinderklinik Modelle erarbeiten, die erst virtuell gestaltet werden und, wenn möglich, dann in Übergröße auf Dächern der umgrenzten Gebäude Platz finden.

Was aber alle Studierenden ganz besonders freuen dürfte, ist das geplante Café an der Universitätsbibliothek. Hier soll auch ein Steg über das Wasser des



**Projekt „Lustwandel<sup>3</sup>“: Klaus Sievers, Figuren auf Dach**

Teichs führen. „Die Kommunikation steht an diesem Punkt im Vordergrund“, darüber hinaus soll das Café „als Wohlfühlpunkt“ empfunden werden, erklärt Anja Hepp.

Das Kunstgeschichts-Duo Susanne Diesner und Britta Knebel von „campuskunst.org“ entwickelt momentan ein Konzept, das einen eigenen Wettbewerb vorsieht. Lokale und internationale Künstler sollen ihre Entwürfe für den Kunstpfad präsentieren. „Die Jury“, so Susanne Diesner, „soll ganz gemischt sein, nicht nur anerkannte Kuratoren aus der Düsseldorfer Kunstszene.“ Doch bevor es dazu kommt „wollen wir unsere Kommilitonen befragen. Die sind es ja schließlich auch, die hier ihre meiste Zeit verbringen“, so Diesner. „Außerdem brauchen wir für einen offiziellen Wettbewerb harte Daten“, erklärt die Studentin. „Wir wollen nämlich die Qualität des Kunstpfades der hervorragenden Kunstszene Düsseldorfs angleichen, um nicht nur Professoren, Studis und Mitarbeiter auf den Campus zu locken, vielmehr sollen die Leute aus der Stadt hierhin kommen“, so Diesner.

Wichtig findet das Team auch, dass verschiedene Kunstgattungen berücksichtigt werden: Videokunst, Audiokunst, Fotografie. „Audiokunst“? „Wir sind zum Beispiel im Gespräch mit Uwe Müllrich, der eine Sound-Installation, zugeschnitten auf das Uni-Leben, komponieren möchte. Müllrich wird Geräusche des alltäglichen Uni-Lebens einfangen, zum Beispiel in der Mensa Aufnahmen ma-

chen, sich auf dem Campus auf Geräuschejagd begeben. „Das Sound-Material wird dann zu einer archetypischen Komposition zusammengemischt“, erklärt Diesner.

Vielleicht sprießen aber schon demnächst übergroße Blumen aus dem Asphalt oder stehen auf einer Grünfläche der Uni. Der Österreichische Künstler Thomas Stumm schafft Modelle in Übergröße. Auch der Eingangsbereich der Philosophischen Fakultät soll nach Utta Hagens Entwurf in Zukunft in einem anderen Licht erscheinen: „Geschwungene, farbenfrohe Sitzmöbel laden zum Verweilen und Kommunizieren ein. Der Mix aus lokalen und internationalen Künstlern macht es“, findet Diesner.

Izabela Michnik, Andrea Schmitt und Jan Weiss, das Team „funktion.kunst“, haben sich dem Thema anders genä-

hert. „Weniger wollen wir dem Campus Kunst hinzufügen“, so Jan Weiss, „erstmal wollen wir den Raum dazu schaffen.“ Den so genannten „dritten Raum“, fügt Izabela Michnik hinzu. Neben dem Arbeits- und Privatraum soll nun auch ein dritter Raum, der soziale Raum, geschaffen werden.

Hier schwebt dem Trio auf dem Rasen vor der Medizinischen Fakultät eine Arena vor. „Ein etablierter Veranstaltungsort“ soll sich dort entwickeln, meint Weiss: Ein Ort für Aufführungen, Lesungen oder einfach nur Kommunikation könnte entstehen. Aber auch weniger Utopisches präsentiert die Gruppe: die Brücke auf der Universitätsstraße wird mit roten Bodenstrahlern versehen. „Der Pfad wird visuell gekennzeichnet. Alles wird heller und demnach auch wieder kommunikativer“, resümiert Weiss.



Projekt „Lustwandel<sup>3</sup>“: Café/Steg

**Kontakt:**  
**Sekretariat des Seminars für Kunst-**  
**geschichte**  
**Regina Riße-Weisenfeld**  
**Fon: 0211 - 81 - 12080**  
**Fax: 0211 - 81 - 12701**



**Nina Teusch: Leuchtbuchstaben**

# Bibliothek und Rathskeller als Ruin...

Heine und die Bibliotheken: Lesemuffel oder Bücherwurm?

VON ROLF WILLHARDT

**„Geld ist rund und rollt weg, aber Bildung bleibt.“ So das Motto des diesjährigen Bibliothekartags in der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Ein Zitat des Namenspatrons der Hochschule („Reisebilder“, „Die Bäder von Lucca III“). Mit einer eigenen Vitrine erinnerte die ULB an den „Leser Heine“.**

**H**eine und die Bücher, Heine und die Bibliotheken. Einem Ondit von Bibliothekaren zufolge war der spätere weltberühmte Autor in seiner Studentenzeit alles andere als steter Gast in Universitätsbibliotheken. Die noch erhaltene Leseliste aus Göttingen etwa zeige einen höchst Buchabstinenten Studiosus. Stimmt das?

Es stimmt nicht, das Gegenteil ist der Fall. Der Blick noch weiter zurück, in die rheinische Geburtsstadt Düsseldorf: Schon der junge Harry Heine war eifriger Nutzer der kurfürstlichen Landesbibliothek. 1770 als „öffentliche“ (!) Bibliothek gegründet, hatte sie einen immensen Bestand von mehr als 23.000 Bänden.

In seinen Erinnerungen an Düsseldorf („Ideen. Das Buch Le Grand“) notierte Heine: „...Späterhin, als ich ein großer Knabe geworden, erkletterte ich dort täglich die höchsten Leitersprossen und holte die höchsten Bücher herab und las darin so lange, bis ich mich vor nichts mehr, am wenigsten vor Damen ohne Kopf fürchtete, und ich wurde so gescheut, dass ich alle alten Spiele und Märchen und Bilder und die kleine Veronika und sogar ihren Namen vergaß.“ Die Szene, so wird vermutet, beschreibt die Jahre vor seiner Frankfurter und Hamburger Zeit, also bis 1816.

Die Statuten der Bibliothek, ungewöhnlich für damals, erlaubten auch die Ausleihe nach Hause, - selbst für Gymnasiasten.

Dass der junge Harry Heine ein besonders eifriger Benutzer der Bibliothek



**Verleger und Autor: „Der junge Dichter Heinrich Heine (Christoph Bantzer, re. ) findet in und Betreuer seines Lebenswerkes.“ Bildzeile zur Ankündigung des ZDF-Films „Heinrich Recht.“ (1978)**

(dreimal in der Woche geöffnet) war, belegt das älteste vorhandene Ausleihjournal (1807 bis 1817). In ihm finden sich stattliche 89 Eintragungen auf 72 Werke unter dem Namen H. Heine (61x), Heyne (25x) und Heinen (2x). Die Forschung geht mittlerweile davon aus, dass es sich bei allen Namen tatsächlich um Harry Heine handelt.



dem Hamburger Verleger Campe (Rolf Becker) einen Herausgeber  
Heine - Das Leben ist weder Zweck noch Mittel: das Leben ist ein  
Foto: ZDF-Bilderdienst

Was las der nun im Alter zwischen 15 und 19?

Hauptsächlich literarische Werke (Lessing, Herder, Schiller), bei den Ausländern Shakespeare, Racine, Molière, Voltaire, Diderot. Aber auch Bücher zur Mathematik. Hintergrund: Mutter Heine hatte große Pläne mit ihrem Sohn. Er musste, mit Blick auf ein späteres Studium und eine (akademische?) Karriere, neben dem Lyceumsbesuch noch Privatunterricht nehmen und u. a. Mathematik, Englisch und Geographie pauken.

In einer eigenen Vitrine erinnerte die ULB zum Bibliothekartag an den „Leser Heine“. Ausgestellt waren einige eben jener Original-Bücher, die der junge Harry ausgeliehen hatte. Hintergrund: Die Bestände der alten kurfürstlichen Bibliothek gingen in den Besitz der späteren Landes- und Stadtbibliothek über, die wiederum von der heutigen Universitätsbibliothek „be-erbt“ wurde.

Heine studierte später an den Universitäten von Bonn und Göttingen. Seine Bibliotheksbenutzung dort ist gut dokumentiert. So schreibt der junge Studiosus der Jurisprudenz 1824 aus Göttingen: „Das Corpus Juris ist mein Kopfkissen. Dennoch treibe ich noch manches andere z. B. Chronikenlesen und Biertrinken. Die Bibliothek und der Rathskeller ruinieren mich.“

Die junge Universität Bonn, 1818 gegründet, hatte einen noch vergleichsweise geringen Buchbestand, 1827 waren es 66.000 Exemplare. Göttingen hingegen besaß 1820 bereits die riesige Menge von 240.000 Bänden, täglich wurden 200 Bücher ausgeliehen, ein Europarekord.

Die Säle der Göttinger Bibliothek waren zudem mit Kunstwerken ausgestattet, u. a. mit Gipsabgüssen berühmter antiker Statuen. Heine 1824: „Ich liebe die Medizäische Venus, die hier in der Bibliothek steht, und die schöne Köchin von Hofrath Bauer.“

Heine, das belegen die Leselisten aus Göttingen, gehörte zu den privilegierten Dauerbenutzern der Bibliothek, er durfte den ganzen Tag in den Sälen arbeiten. Und benutze das Angebot ungewöhnlich häufig. Auch in Bonn gehörte Heine zu den emsigen Lesern, in seinen zwei Semestern am Rhein hatte nur ein Student mehr entliehen.

Zu Heines Literatur-Favoriten in Göttingen zählten Bücher zum Judentum und Publikationen zum Volkslied (besonders Liebeslieder), Märchen und geschichtliche Werke. Er sammelte viel Material zum „Rabbi von Bacherach“, las aber auch alles, was ihm interessant erschien: Er suchte möglichst „Curiositäten“, stöberte wahllos, immer auf der Jagd nach Pointen. Alles Vorarbeiten für das spätere Oeuvre des Poeten.

1825 schreibt er in einem Brief: „Die göttinger Bibliothek, die Jurisprudenz und mein Krankseyn haben nicht zugelassen, dass ich mit besagter Muse viel spielte. Doch jetzt geht's mir mit meiner Gesundheit viel besser, römische Rechtsantiquitäten werden an den Nagel gehängt, meine ungeheuren historischen Vorarbeiten werden geordnet, politische Fragmente werden vollendet.“

#### Zur weiteren Information:

- Eberhard Galley: „Harry Heine als Benutzer der Landesbibliothek in Düsseldorf“ (in: Heine-Jahrbuch 1971, S. 30 - 42)
- Walter Kanowsky: „Heine als Benutzer der Bibliotheken in Bonn und Göttingen“ (in: Heine-Jahrbuch 1973, S. 129 - 153)

# Die Büchse der Pandora geöffnet

## Schwangerschaftsabbrüche nach der 23. Woche

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

**Das Problem ist ethisch ebenso brisant wie juristisch, mit den Konsequenzen müssen Mediziner ebenso leben wie die betroffenen Frauen: Spätabtreibung. Mit medizinischer Indikation ist dies bis zum Ende der Schwangerschaft möglich. Ein Thema, das auch Wissenschaftler fast aller Fakultäten der Heinrich-Heine-Universität beschäftigt.**

**W**ird ein Fetus nach der 23. Schwangerschaftswoche abgetrieben, so spricht man von einer Spätabtreibung bzw. von einer absichtlich herbeigeführten Fehlgeburt. Wenn das Leben der Mutter in Gefahr ist, werden solche Aborte selbstverständlich vorgenommen. Doch mit der immer feiner werdenden Pränataldiagnostik entstehen auch neue Probleme: Werden beim Fetus Behinderungen oder Missbildungen festgestellt, so kann unter Umständen auf Wunsch der Frau auch hier eine Abtreibung erfolgen. Und zwar dann, wenn diese glaubhaft macht, dass das Leben mit dem behinderten Kind für sie eine unzumutbare Härte bedeuten und psychische Probleme verursachen würde. Nehmen Ärzte einen solchen Abort vor, so besteht die „Gefahr“, dass der Fetus jenseits der 22. bis 24. Schwangerschaftswoche auch außerhalb des Mutterleibs überlebensfähig ist. Sobald das Kind geboren ist und Lebenszeichen zeigt, ist es eine Person, der man von Gesetz wegen helfen muss. Deshalb wird der Fetus in einigen Kliniken vor der Einleitung der Fehlgeburt getötet, durch eine Injektion im Mutterleib wird ein Herzstillstand herbeigeführt (Fetozid).

In der Frauenklinik des UKD (Direktor: Prof. Dr. Hans Georg Bender) werden pro Jahr rund 20 solcher Aborte nach der 12., aber keine nach der 24. Woche durchgeführt. Allerdings verzichtet man hier auf den Fetozid, „eine politische

Entscheidung der Klinikleitung“, wie PD Dr. Boris Tutschek, Oberarzt der Klinik für Gynäkologie und Geburtshilfe, erklärt. „Wir führen medizinisch indizierte Abbrüche nur bis spätestens 22. bis 24. Schwangerschaftswoche durch“, so Tutschek, „und machen nach Möglichkeit lange vorher ausreichend genaue Ultraschalldiagnostik, um eben diesen Fall zu vermeiden, dass erst nach der 22. bis 24. Woche eine schwerwiegende Störung erkannt wird.“ Entscheidet sich eine Frau für einen Fetozid, so muss sie das in anderen Kliniken machen lassen.

Gründe für die späte Abtreibung sind schwere Behinderungen des Kindes, die zwar heute durch die verbesserte Diagnostik oft erkannt werden können, allerdings oft erst zu einem Zeitpunkt, an dem die Schwangerschaft schon weit fortgeschritten ist. Entscheidet sich die Frau oder das Paar dann für die Abtreibung, gibt es vorher ein ausführliches Beratungsgespräch, wie Tutschek erklärt. „Wir zeigen alle Hilfen auf, die zur Verfügung stehen und informieren umfassend über die zu erwartende Erkrankung. Außerdem bitten wir die Kollegen





aus der Psychosomatik um eine Einschätzung. Nur, wenn der Schaden der Frau nicht anders abwendbar ist, wird die Fehlgeburt eingeleitet."

„Die derzeitige Rechtslage macht die Rechtfertigung der Spätabtreibung möglich“, erklärt Prof. Dr. Dieter Birnbacher, Lehrstuhlinhaber für Praktische Philosophie. Doch die ethische Diskussion werde in Deutschland derzeit nicht geführt, da keine der im Bundestag vertretenen Parteien eine neue Abtreibungsdebatte wolle. Birnbacher verweist

Die Zahl der Spätabtreibungen in ganz Deutschland nach der 23. Woche ist in den letzten Jahren deutlich angestiegen. Waren es 2000 noch 54 Schwangerschaften, die nach der 23. Woche beendet wurden, so stieg die Zahl im Jahr 2001 auf 177, 2002 auf 188 und im Jahr 2003 schließlich auf 217 Abbrüche an.

Quelle: Statistisches Bundesamt



auf eine eigenartige Grenze, die bei der Abwägung gezogen wird, nämlich die zwischen einem noch nicht geborenen und einem geborenen Kind. Solange der Fetus im Mutterleib ist, solange spielt das Kindeswohl keine Rolle; doch sobald es auf der Welt ist, wird es in den gesellschaftlichen Verband integriert. „Die Grenze hat nichts mit dem Reifestadium des Fetus zu tun“, so Birnbacher, „sondern nur mit der Frage: sichtbar - nicht sichtbar.“ Nicht nur für die betroffenen Frauen, sondern auch für die Ärzte können solche späten Abtreibungen ein Problem sein. „Soll sich der Gynäkologe in jedem Fall dem Willen der Frau beugen?“, fragt Birnbacher.

Das müssen die Mediziner der Frauenklinik nicht. Tutschek weist darauf hin, dass sie es auch ablehnen können, einen solchen Eingriff durchzuführen. „Mit der Abschaffung der eugenischen Indikation hat man die Büchse der Pandora geöffnet“, so Birnbachers Einschätzung. Eine Meinung, die auch der Direktor des Düsseldorfer Instituts für Rechtsfragen in der Medizin, Prof. Dr. Helmut Frister, Lehrstuhlinhaber für Strafrecht und Strafprozessrecht, teilt.

Früher gab es die so genannte eugenische Indikation, die die Abtreibung straf-

frei bis zur 22. Woche zuließ, wenn das Kind behindert war. „Die hat man aufgehoben, weil der Gesetzgeber nicht den Eindruck erwecken wollte, behindertes Leben sei weniger wert“, erklärt Frister. Der Schuss ging jedoch nach hinten los, denn nun kann nicht mehr „nur“ bis zur 22. Woche straffrei abgetrieben werden, sondern bis zum Ende der Schwangerschaft - vorausgesetzt, dass das Leben mit einem behinderten Kind der Frau psychische Probleme bereitet. „Das ist ein gravierendes Problem“, so Fristers Einschätzung. Die Bundesärztekammer hat die Rückkehr zur eugenischen Indikation bis zur 22. Woche vorgeschlagen, „doch das ist am Ende nicht die richtige Lösung“, glaubt Frister. Letztlich kann man damit nicht ausschließen, dass die Fälle, die nicht mehr unter die 22. Wochen Frist fallen, danach mit medizinischer Indikation abgetrieben werden. Er präferiert eine Trennung bei der medizinischen Indikation - zwischen der aus körperlichen Gründen und solchen Fällen, in denen die Frau mit der Sorge um das Kind überfordert ist. Diese sollten, so sein Vorschlag, nur bis zu einer bestimmten Frist möglich sein und zwar solange, bis das Kind außerhalb des Uterus überlebensfähig ist.

Szenen aus dem Spielfilm „Vera Drake“ (GB, 2004; Regie: Mike Leigh), der seit Februar auch in deutschen Kinos läuft. Erzählt wird der authentische Fall einer Putzfrau, die im England der 50er Jahre jungen Mädchen zum Abbruch ungewollter Schwangerschaften verhilft. Abtreibung aus Mitleid?

Fotos: Concorde

# Warum eigentlich noch Deutsch lernen?

## Zur sprachlichen Situation internationaler Studierender

VON PETER HACHENBERG

**Dass die Internationalisierung der deutschen Hochschulen mit einem zunehmenden Anteil an internationalen Studierenden einhergehen muss, versteht sich von selbst. Weniger einfach zu beantworten scheint hingegen die Frage, wie viel Deutsch denn diese Klientel beherrschen muss, um erfolgreich an einer deutschen Hochschule zu studieren. Reicht ein „survival German“?**

**S**olche Unsicherheiten sind nicht zuletzt bedingt durch den Rückgang des Deutschen als internationaler Wissenschaftssprache.

So ist in den Naturwissenschaften nach Angaben des Duisburger Sprachwissenschaftlers Ulrich Ammon der Anteil des Deutschen an den weltweiten Publikationen bei unter 3 Prozent anzusetzen, der des Englischen hingegen bei über 80 Prozent. Zum Vergleich: Noch um 1920 trug das Deutsche ca. 45 Prozent zu den Publikationen in den Naturwissenschaften bei, das Englische nur ca. 35 Prozent. Auch in der Medizin, in den Lebens- und Sozialwissenschaften, selbst in einigen Bereichen der Geisteswissenschaften, sind ähnliche Tendenzen zum Englischen als internationaler Publikationssprache auszumachen. Der Standardtitel zur Phonologie des Deutschen von Richard Wiese ist beispielsweise eben nur als „The Phonology of German“ erhältlich.

Dann reichen also - wenigstens in vielen Fällen - gute Englischkenntnisse, bereichert um ein „survival German“, zum Studium der Speisekarte in der Mensa? Dass hier kein Popanz aufgebaut wird, zeigen ernsthafte, besonders auch von HRK und DAAD lancierte Überlegungen, als Eingangssprachniveau in bestimmten Feldern wie der Medizin oder den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern das sog. „TestDaF“-Niveau 3



**Dr. (AUS) Peter Hachenberg ist Leiter des Studiengbietes Deutsch als Fremdsprache der HHU. Tel. 0211 - 81 - 15228, E-mail: hachenberg@phil-fak.uni-duesseldorf.de**

(TDN 3) zuzulassen, zumindest was die produktiven Bereiche des Schreibens und Sprechens angeht.

Bezüglich des Letzteren wird z.B. folgende Kann-Beschreibung gegeben: „Kann sich in studienbezogenen Alltagssituationen (u.a. Immatrikulation, Anmeldung zur Lehrveranstaltung) mündlich äußern, auch wenn das Verstehen durch sprachliche Mängel zum Teil verzögert wird; kann im fächerübergreifenden wissenschaftlichen Kontext (u.a. gesellschaftspolitische Diskussionen) die kommunikative Absicht in Ansätzen realisieren.“

### „Survival German“?

Also doch „survival“ German?

Der Fairness halber muss hinzugefügt werden, dass die Vertreter eines solchen Ansatzes immer auch ein intensives sprachliches Begleitprogramm für solche schwache Kandidaten einfordern.

Es wird jedoch schnell klar, dass diese Sichtweise ohnehin zu kurz greift. Die

Sprache des Lehrens und Lernens in Hörsaal, Seminarraum oder Labor wird wohl auch künftig in der überwiegenden Zahl der Fälle das Deutsche bleiben, sowohl in mündlicher als auch in schriftlicher Verwendung. Der wissenschaftliche Diskurs wird in Deutschland auf Deutsch geführt, und wer über längere Zeit daran partizipieren will, wird um die Sprachhürde nicht so ohne weiteres herumkommen. Daran werden auch Studiengänge in englischer Sprache, die ohnehin zumeist das Deutsche in der einen oder anderen Form integrieren, nichts Wesentliches ändern, da sie auch langfristig eher Ausnahmerecheinungen bleiben werden, zumal gilt, dass internationale Studierende in solchen Ausbildungsgängen schnell in die Gefahr einer Isolierung von ihrem sprachlichen und kulturellen Umfeld geraten und nach ihrer Heimkehr nur begrenzt die gewünschte Alumni- sprach Multiplikatorenrolle für deutsche Interessen wahrnehmen werden.

### Herkunftsländer im Osten

Werfen wir aber einmal einen Blick auf die Herkunftsländer der Studierenden, um die Dinge von anderer Seite zu beleuchten (Angaben des Studierendensekretariats der HHU vom 15.11.2004): 52,72 Prozent (= 1024 von insgesamt 1942) der internationalen Student/innen an der HHU mit ausländischer Hochschulzugangsberechtigung kommen aus den Ländern Mittelosteuropas, Südosteuropas (inkl. Türkei) und der GUS, wobei Polen (8,95 Prozent = 174) das stärkste Kontingent bildet, gefolgt von der Russischen Föderation (6,84 Prozent = 133) und Bulgarien (6,64 Prozent = 129) an vierter Stelle. Nur China, auch nicht gerade ein überwiegend englischsprachiges Land, kann an dritter Stelle (6,69 Prozent = 130) in diese Phalanx einbrechen.

Der postgraduate student von der amerikanischen Ostküste bleibt hinge-

gen die rare Ausnahme: Aus den klassischen englischsprachigen Ländern Australien, Irland, Kanada, Neuseeland, den USA und dem Vereinigten Königreich haben gerade einmal 41 (2,11 Prozent) an die HHU gefunden, davon aus den USA 17 (0,87 Prozent).

Was nun aber die eben genannten Länder östlich von Deutschland anbetrifft, so sind gerade sie es, in denen das Deutsche als Schul- und Universitätsfach sowie in der Erwachsenenbildung eine erhebliche Rolle spielt: Allein aus Russland (über 4,6 Mio.) und Polen (über 2,2 Mio.) kommen über 6,8 Mio. der weltweit geschätzten 20 Mio. Deutschlerner.

## 20 Mio. Deutschlerner

Es hieße doch, die Verhältnisse auf den Kopf zu stellen, wollte man bei einer Klientel, die das Deutsche oft besser als das Englisch beherrscht - oder zumindest nicht schlechter - die Anforderungen an das Deutsche beim Universitätseintritt senken.

Wer weder Deutsch noch Englisch in angemessener Weise beherrscht, sollte im Übrigen sofort aufs Deutsche setzen, wenn ein Studium in Deutschland geplant ist. Solche Bewerber/innen z. B. aus frankophonen Ländern müssen als lingua franca der internationalen Wissenschaften eben Englisch hinzulernen, wie die meisten mit schlechtem Schulenglisch ausgerüsteten deutschen Kommiliton/innen freilich auch.

So oder so, eines ist klar: Die Hochschulen selbst müssen es sein (z. B. in Instituten für Deutsch als Fremdsprache, Sprachenzentren oder ähnlichen Einrichtungen), die die Qualität von Kursen zur sprachlichen Vorbereitung auf ein wissenschaftliches Studium gewährleisten. Nur sie besitzen den dafür notwendigen Sachverstand.



[www.lsc-dus.de](http://www.lsc-dus.de)

**THE BUSINESS LAB**

**LIFE SCIENCE CENTER**

**DÜSSELDORF**



**DER IDEALE STANDORT FÜR IHRE ZUKUNFTPLÄNE IN UNIVERSITÄTSNÄHE!**

Attraktive Büro- und Laborflächen im S2-Standard in Düsseldorf am Merowingerplatz

**SCHWERPUNKTE**

- Bio-/Gentechnologie • Medizintechnik
- Bioinformatik • Biopharmazie
- Nano-/Mikrotechnologien
- Optische Technologien • Neue Materialien

**NUTZER**

- Gründer • etablierte Firmen
- Forschergruppen • F&E-Institutionen
- Kapitalgeber • Steuerberater
- Branchenverbände

Nehmen Sie Kontakt zu uns auf: Life Science Center Düsseldorf • Dr. Thomas Heck • Merowingerplatz 1a  
40225 Düsseldorf • Tel.: +49(0)211-60224610 • mail:heck@lsc-dus.de

# „...ist ein Sieg gegen Auschwitz“

## HHU Sprecher-Universität für Israel-Kontakte von NRW-Hochschulen

VON VITTORIA BORSO

**Mitten im zweiten Weltkrieg war Albert Einsteins Engagement bei der Gründung der Hebrew University – wie zuvor schon seine Theorie von der Relativität – ein leuchtender Beitrag zu einer anderen europäischen Geschichte. Weltoffenheit ist nach wie vor das Ethos internationaler Wissenschaft, und genau dieses Ethos leitete auch die nordrhein-westfälischen Mitglieder der Joint Commission, die zu Gesprächen mit dem israelischen Ministry of Science and Technology (MOST) und mit den Universitäten Tel Aviv, Ben Gurion (Beer-Sheva) sowie der Hebrew University (Jerusalem) vom 22. bis zum 26. Januar nach Israel reiste.**

**D**er letzte Tag in Israel war der 25. Januar 2005, der Tag, an dem die Welt die 60. Wiederkehr des Endes von Auschwitz feierte, und so verabschiedete Tali Rosenbaum, Staatssekretärin am MOST, die deutsche Gesandtschaft mit den Worten: „Was wir hier und heute tun, ist ein Sieg gegen Auschwitz.“ Dieser Satz fasst das letztlich bedeutendste Ergebnis der Begegnung in Worte.

Am 23. Januar führte die bilaterale Kommission die erste gemeinsame Sitzung in Tel Aviv durch. Thema der Gespräche mit den israelischen Partnern war der Ausbau des wissenschaftlichen Netzwerkes zwischen NRW und Israel im Bereich von Nanotechnologie, Biowissenschaften und Medizin sowie der Umwelt-, Neuro- und Geisteswissenschaften.

Es wurden beeindruckende Projekte vorgestellt, etwa aus dem Bereich der Genforschung an der Hebrew University, dem der Umweltwissenschaft an der Tel Aviv University und dem der Wassertechnologie an der Ben Gurion-University und dem Blaustein Institute for Desert Research. Das von der HHU als die vom MWF bestellte Sprecher-Universität für die Kontakte zu Israel vorgestellte geisteswissenschaftliche Projekt stieß überall, besonders bei den Vertretern der Hebrew University, auf eine erfreulich positive Resonanz: U. a. will man im Rahmen einer für 2006/2007 an der Düsseldorfer Universität geplanten internationalen Tagung („Memory and Remembering“: Jewish Traditions and the Configuration of European Culture) nach jüdischen Traditionen in der europäischen Kulturgeschichte forschen, und zwar an Orten, an denen man sie am wenigsten vermuten würde, etwa im Madrid des 16. Jahrhunderts (nach der Vertreibung der Juden) oder bei Miguel de Cervantes, der für die spanische Identität wie kein anderer den Mythos von der „Reinheit“ der spanischen Kultur symbolisiert. So lautet auch die Leitidee dieser Tagung: Die Erinnerung an die jüdischen Traditionen Europas ist ein grenzüberschreitender Beitrag zu einer friedfertigen Zukunft.

*Die Autorin ist Prorektorin für Internationale Angelegenheiten der HHU.*



**Mitglieder der Delegation am Grab von Ben Gurion (v.l.n.r.): Karl-Uwe Bütof (Ministerium für Wirtschaft und Arbeit), Reiner Görtz (MWF), Dr. Dirk Matejovski (Wissenschaftszentrum NRW), Staatssekretär Hartmut Krebs (MWF), Prof. Dr. Vittoria Borsò, Dorothee Dzwonnek, Staatssekretärin Christiane Friedrich, Dr. Uwe Wolf (beide Ministerium für Umwelt und Naturschutz, Landwirtschaft und Verbraucherschutz), Dr. Gisela Steffens (Deutsche Botschaft Tel Aviv)**

**Foto: privat**

# Deutsch-französisches Jurastudium eingerichtet

Die Juristischen Fakultäten der Universität de Cergy-Pontoise und der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf richten zum Wintersemester 2005/2006 einen integrierten deutsch-französischen Studiengang ein. Er wird durch die Deutsch-Französische Hochschule in Saarbrücken gefördert.

Damit können Jura-Studierende aus Cergy-Pontoise (in der Nähe von Paris) und Düsseldorf ein Doppeldiplom im deutschen und französischen Recht erwerben. Er besteht aus der „licence mention droit“ und dem akademischen Grad „Baccalaureus/Baccalaurea Legum, Düsseldorf“, der regelmäßig die deutsche Zwischenprüfung beinhaltet.

Die jungen Juristen aus Deutschland und Frankreich sollen nur im ersten Jahr getrennt an ihren Heimatafakultäten studieren. Dort werden sie auf den Aufenthalt im anderen Land intensiv vorbereitet. Die verbleibende Zeit verläuft die

Ausbildung gemeinsam in Düsseldorf (2. Jahr) und in Cergy-Pontoise (3. Jahr). Das zweijährige gemeinsame Studium französischer und deutscher Studierender ist eine Neuheit bei den integrierten rechtswissenschaftlichen Studiengängen. Die Jura-Ausbildung wird ergänzt durch Sprachkurse, Studienreisen und Praktika.

Das Grundstudium soll durch einen zweijährigen Aufbaustudiengang ergänzt werden. Er ist vor allem für die Absolventinnen und Absolventen des Grundstudienganges gedacht, steht aber auch Externen offen. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sollen ebenfalls als gemeinsame Studiengruppe an den Partnerfakultäten studieren, und zwar zunächst in Cergy-Pontoise (1. Jahr des Aufbaustudiums = 4. Jahr insgesamt) und dann in Düsseldorf (2. Jahr des Aufbaustudiums = 5. Jahr insgesamt). Dieses Aufbaustudium soll ver-

schiedene Möglichkeiten der Spezialisierung bieten. Als französischer Abschluss kann der „master“ erworben werden, der die bisherige „maîtrise“ ersetzt, und als deutscher Abschluss der Grad „Magister/Magistra Legum, Düsseldorf“ (LL.M.).

Bereits der erfolgreiche Abschluss des Grundstudiums, das Doppeldiplom, erfüllt zugleich die Voraussetzungen der „licence“ und der Zwischenprüfung, so dass die Fortsetzung des „klassischen“ Jurastudiums in Frankreich oder Deutschland möglich ist.

A. F.

**Informationen: Prof. Dr. Andreas Feuerborn, Tel. 0211 - 81 - 15825, E-mail: [Andreas.Feuerborn@uni-duesseldorf.de](mailto:Andreas.Feuerborn@uni-duesseldorf.de), Internet: [www.jura.uni-duesseldorf.de/dozenten/feuerborn/start.html](http://www.jura.uni-duesseldorf.de/dozenten/feuerborn/start.html)**

## Fremdsprachenzentrum gegründet

Zum Sommersemester 2005 wurde das Fremdsprachenprogramm der Heinrich-Heine-Universität erstmals zentral unter dem Dach des „Universitätssprachenzentrums“ (USZ) organisiert. Die Kurse sind - sofern nicht anders vermerkt - offen für Hörer aller Fakultäten. Angeboten werden Veranstaltungen in Englisch, Polnisch, Russisch, Tschechisch, Niederländisch, Französisch, Portugiesisch, Spanisch, Italienisch und Japanisch.

Nähere Auskünfte: Tel. 0211 - 81 -12946, E-mail: [daf@phil-fak.uni-duesseldorf.de](mailto:daf@phil-fak.uni-duesseldorf.de)

**ab 46 €\* je  
Zimmer  
9 € Frühstück**



Nur wenige Minuten von der  
Heinrich-Heine-Universität entfernt:  
Hotel ibis Düsseldorf Hauptbahnhof

modern - freundlich  
zentral

alle 166 klimatisierten Zimmer  
liegen zum begrünten Innenhof

**Buchen Sie unter:  
Telefon 0211-1672-0  
Fax 0211-1672-101**

\*/nur für Universitätsstellen, gültig bis 12/05)

**Tiere in Not! Wir helfen! · TIERSCHUTZVEREIN** gegründet 1873

Alexanderstraße 18 · 40210 Düsseldorf · Telefon (02 11) 13 19 28

Clara-Vahrenholz-Tierheim · Rüdigerstr. 1 · Düsseldorf-Rath · Telefon 65 18 50

Spendenkonto: Kreissparkasse Düsseldorf, Kto.-Nr. 1 040 930 (BLZ 301 502 00)

Stadtparkasse Düsseldorf, Kto.-Nr. 19 068 758 (BLZ 300 501 10)



# Zeugnis der jüdischen Aufklärung

## „Reb Henoch“: Neuauflage einer jüdischen Komödie

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

**Wie verhält sich ein alter konservativer Jude am Ende des 18. Jahrhunderts gegenüber seinen vier Kindern, wenn diese ein ganz anderes Leben führen wollen? Wie reagiert er, wenn er erfahren muss, dass sich seine Tochter am Schabbat auf Gesellschaften amüsiert, sein frommer Sohn gar die Dienstmagd schwängert? Davon erzählt die Komödie „Reb Henoch“, die bislang nur in Fachkreisen bekannt war. Prof. Dr. Marion Aptroot und Roland Gruschka (Lehrstuhl für Jiddische Kultur, Sprache und Literatur) haben nun eine kommentierte und übersetzte Ausgabe herausgegeben, die das Werk für jedermann zugänglich macht.**

**A**m Anfang waren sechs Handschriften. Die sind alle seit langem bekannt und sollten die Grundlage sein für eine Neuauflage der Komödie „Reb Henoch oder: Woß tut me damit“ von Isaak Euchel. Euchel (1756 – 1804), in Kopenhagen geborener Schüler Kants, lebte später in Berlin und war dort einer der führenden Köpfe der jüdischen Aufklärung. Er hat mit dem 1793 geschriebenen Stück Neuland betreten:

Es stellt die Gefahren einer falsch verstandenen oder misslungenen Aufklärung dar, die Personen des Stückes reden in verschiedenen Sprachen. Das jeweilige Idiom charakterisiert dabei den Verwender: So spricht der alte Reb Henoch jiddisch, der Student und der Doktor sprechen deutsch, die aufgeklärten Kinder Henochs verwenden Hochdeutsch, das zudem bei der Tochter Hedwig noch stark dialektale Einsprengsel hat, der fromme Sohn spricht Jiddisch und der heuchlerische Barbier wechselt zwischen den beiden Sprachen. Auch ein Franzose und ein Engländer spielen mit und machen die sprachliche Verwirrung so perfekt. Dass das Drama dann auch noch in hebräischen Buchstaben geschrieben ist, macht es für den heutigen deutschen Leser völlig unzugänglich. Alle diese Schwierigkeiten wurden nun durch die neue kommentierte und übersetzte Ausgabe ausgeräumt, ein ausführlicher Kommentar- und Anmerkungsteil ordnet das Stück in seinen historischen Kontext ein.

„Die Sozialsatire, den Sprachwitz und die Situationskomik“, lobt Prof. Dr. Marion Aptroot an dem Drama und fügt hinzu: „Es ist ein einmaliges Stück. Und

es ist auf einem hohen literarischen Niveau.“ Das hatte sie schon lange vermutet und deshalb schon vor Jahren beschlossen, das in Fachkreisen bekannte Drama herauszugeben. Rund zwei Jahre arbeiteten Aptroot und ihr Mitarbeiter Roland Gruschka an der Ausgabe auf Grundlage der bekannten sechs Handschriften. Da fanden sie in Kopenhagen eine weitere, bisher unbekannte Handschrift. „Es war eine ganz frühe Kopie“, berichtet Aptroot begeistert, „sie war literarisch deutlich besser, deutlich näher am Original, so wie wir uns das in unserer Vorstellung rekonstruiert hatten.“ Für die Herausgeber hieß es nun, noch einmal von vorne anzufangen, denn jetzt konnten sie auf Grundlage dieser Handschrift das Stück edieren. Und das, obwohl Aptroot der Deutschen





**Bild 1:**  
Handschrift K1, fol. 6a, Aufstellung der Personen, eine Rollenverteilung wurde mit Bleistift eingetragen.

**Bild 2:**  
Handschrift K1, fol. 2a. I, 16 wurde mit Bleistift durchgestrichen!

Forschungsgemeinschaft, die die Ausgabe finanzierte, schon signalisiert hatte, dass eine Verlängerung des Projektes nicht nötig sei.

„Es ist verfasst für ein sehr gebildetes Publikum im Deutschland des ausgehenden 18. Jahrhundert“, erklärt die Jiddistin, „für Menschen, die deutsch, jiddisch und hebräisch sprechen und lesen können.“ Einige Kopisten veränderten das Stück deutlich, manche Kritik missfiel, manches wurde nicht mehr verstanden und ganz gestrichen, und auch ein Teil der Sprachkomik fiel den Kopisten zum Opfer.

Dass das Stück jemals aufgeführt wurde, ist unwahrscheinlich, aber szenische Lesungen sind belegt. „In einer Kopie haben wir sogar handschriftliche Anmerkungen, wer welche Rolle liest“, erklärt Roland Gruschka.

**Isaak Euchel: „Reb Henoch oder: Woß tut me damit“, Hamburg: Buske 2004, 58 Euro**



Deutsch-jüdischer Humor im 21. Jahrhundert: „Endlich lacht man mit uns, nicht über uns“, so Dr. h.c. Paul Spiegel in der Berliner Morgenpost am 6.1.2005 über die jüdische Filmkomödie „Alles auf Zucker“ (Buch und Regie: Dani Levy).

Der Film kam Anfang des Jahres mit großem Erfolg in die Kinos. Erzählt wird die Geschichte des chaotischen Ex-DDR-Sportreporters Jaecki Zucker (Henry Hübchen), der sich plötzlich mit seinem orthodoxen Bruder Samuel (Udo Samuel) und dessen Familie konfrontiert sieht.

Fotos: X Verleih

# „Vertrauen online“: Fiktion oder Realität?

## Soziologen erforschen das „Vertrauen“ im Internet

VON ANDREA KRANZ UND  
ROLF WILLHARDT

**„Vertrauen im Internet“: Seit etwa fünf Jahren ein Top-Thema nicht nur für Soziologen. Offene Frage auch für Philosophen, Juristen, Sozialpsychologen und Ökonomen: Welche tatsächliche Bedeutung hat eine moralische Kerninstanz wie das Vertrauen im „World-Wide-Web“?**

**F**est stand von Anfang an: Bei der Nutzung des Internet spielt die Dimension „Vertrauen“ eine zentrale Rolle. Aber welche? Wie im „Offline-Leben“ ist sie auch in der globalen Informationsgemeinschaft der PC-Benutzer eine Grundbedingung menschlicher Kooperation und Kommunikation. Aber mit welcher Wertigkeit?

Der Düsseldorfer Soziologe Prof. Dr. Michael Baumann und Anton Leist, Professor für Philosophie in Zürich, haben jetzt die Ergebnisse einer Tagung zum Thema in dem von ihnen herausgegebenen Fachorgan „Analyse & Kritik. Zeitschrift für Sozialtheorie“ zusammengefasst („Trust and Community on the Internet. Opportunities and Restrictions for Online Cooperation“).

Das Fehlen einer zentralen Autorität, von formalen Kontrollen und Sanktionen, so die Skeptiker und Warnrufer anfangs, würde zwangsläufig zu Anonymität und Chaos im Internet führen. Die zunächst negative Sicht der Wissenschaft gegenüber dem Themenkomplex „Kommunikation im Internet“ veränderte sich indes grundlegend. Seit zehn Jahren boomt die sozialwissenschaftliche Forschung rund ums Netz; und widerlegte die Anfangsskepsis radikal. Verblüffendes Ergebnis: Genau das Gegenteil der vermuteten und befürchteten großen Verwirrung, Unpersönlichkeit und menschlichen Distanz ist der Fall, - unter den WWW-Nutzern besteht eine überraschend große Kooperation.

Es gibt stabile soziale Netzwerke, vertrauenswürdige „communities“ und wirkungsvolle gesellschaftliche Normen.

Die „face-to-face“ Kommunikation wird also längst nicht mehr als „non plus ultra“ angesehen. Die positiven Entwicklungen von Kommunikation im Internet dominieren mittlerweile die Themenpalette in der wissenschaftlichen Diskussion.

Das Internet also als vertrauensbildendes Medium schlechthin? Welche Konditionen müssen vorherrschen, damit sich dieses Gefühl tatsächlich etabliert und sich im Netz Gemeinschaften bilden? Baumann sieht das Internet als ein „großes Labor, als eine künstliche Situation also“, wo vieles ideal beobachtet und erforscht werden kann.

Beispiele: So gibt es zahllose Internet-Gruppen, etwa zur Selbsthilfe für Multiple Sklerose-Patienten, in denen sich die Betroffenen online begegnen und austauschen. Zum Teil mit schonungslos offenen und sehr intimen Informationen zu ihrer Krankheit. Sind diese Foren dauerhaft? Werden sie moderiert? Gibt es Sanktionen? Kann es auch zu off-line-Treffen kommen? Fragen, denen die Soziologen gezielt nachgehen.

Bei dem größten Internet-Auktionshaus „e-bay“ ist Vertrauen eine Grundvoraussetzung für den erfolgreichen Warenaustausch. Zwar besitzt „e-bay“ ein ausgeklügeltes Reputationssystem, an dem sich Käufer und Verkäufer orientieren können, dennoch bleibt ein gewisses Restrisiko. Aber das scheint die wenigsten Nutzer zu stören. Die Versteigerungen im Netz erfreuen sich einer unglaublichen Nachfrage. Rund um den Globus wird begeistert er- und versteigert, e-bay wächst weiterhin rasant.

Keine Frage auch, dass sich die Unternehmenskommunikation - und damit der Geschäftserfolg - durch Vertrauen im Netz verbessert. Informationen und wichtige Daten können nahezu mühelos

global ausgetauscht werden. Nicht nur im Commonwealthland England gehört es zum Firmenalltag, über das Internet Teamarbeit zu organisieren, speziell mit ausländischen Kollegen, Filialen und Produktionsstätten, etwa in Indien. Das heißt: Die Unternehmensstrukturen haben sich geändert. Viele Firmen bieten ihren Mitarbeitern regelmäßig Fortbildungsveranstaltungen zur Internet-Thematik an. Und ob Großkonzern oder Mittelständler: Alle haben längst erkannt, wie wichtig Chatrooms für die Kundenbindung und Kommunikation mit den Verbrauchern sind.

Auch das Intranet, im Geschäftsleben immer mehr genutzt, erleichtert die interne Kommunikation enorm. Durch das Intranet wird das Unternehmen durchsichtiger für die Mitarbeiter - der Einzelne fühlt sich informierter und mehr integriert. Konsequenz: Die eigene Bindung an das Unternehmen wird gefestigt, das Intranet gilt mittlerweile als wichtiger Baustein der „corporate identity“.

Schließlich die Wissenschaft. Virtuelle Forschungsgemeinschaften, Diskussionsforen und Publikationsorgane erfreuen sich immer größerer Beliebtheit. Und Akzeptanz. Fachwissen wird bereitwillig (und meist kostenlos) ins Netz gestellt, das Internet hat sich offenbar zum innovativen „Wissens-Medium“ der Zukunft entwickelt. Dabei ergibt sich zwangsläufig eine Randfrage: Wie ändert sich nun die internationale Science Community?

Fazit der Soziologen jedenfalls: Vertrauen ist ein wesentliches Kriterium aller Kommunikation im Netz. Sie funktioniert einfach nicht ohne.

### Informationen:

[www.uni-duesseldorf.de/~matzat/conference.htm](http://www.uni-duesseldorf.de/~matzat/conference.htm), [www.analyse-und-kritik.net](http://www.analyse-und-kritik.net), Prof. Dr. Michael Baumann  
Tel. 0211 - 81 - 1559, E-mail: [baumann@phil-fak.uni-duesseldorf.de](mailto:baumann@phil-fak.uni-duesseldorf.de)



## Datenbank: Wer macht was in NRW für Europa?

**N**ordrhein-Westfalen übernimmt eine Vorreiterrolle in der Netzbildung. Nach der Veröffentlichung des „Handbuches Europa in NRW“ im Sommer 2003 sind die Daten jetzt vollständig aktualisiert und in einer Online-Datenbank abrufbar. Die Datenbank „Europa in NRW – Wer macht was in NRW für Europa?“ ([www.datenbank-europa-nrw.de](http://www.datenbank-europa-nrw.de)) lässt die europapolitisch relevanten Strukturen innerhalb NRWs sichtbar und transparent werden. Produziert hat sie die Forschungs-Initiative NRW in Europa (FINE). Das Projekt beschäftigt sich seit 1999 mit der komplexen Beziehung zwischen NRW und Europa. Es wird von der Staatskanzlei und dem Ministerium für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen gefördert. FINE ist am Lehrstuhl Politikwissenschaft II der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf (Prof. Dr. Ulrich von Alemann) angesiedelt.

Die Datenbank stellt rund 900 europarelevante Akteure aus NRW vor; das unübersichtliche Geflecht der Beziehungen zwischen NRW und Europa wird entwirrt und systematisiert. Damit kann sie von den europapolitisch Interessierten als ein Instrument zur schnellen Knüpfung von Kooperationsbeziehungen und Netzwerken genutzt werden.

Die Datenbank bietet dem User Zugang zum europapolitischen Netzwerk Nordrhein-Westfalens in benutzerfreundlicher und anwendungsorientierter Weise. Daten können sowohl über detaillierte Suchanfragen als auch über thematische Eingrenzungen zielgerichtet gesucht werden. Eine direkte Verlinkung aller Homepages und E-Mail-Adressen ermöglicht die sofortige Kontaktaufnahme und druckfertige Browserfenster schaffen schnell Papierformat. C. M.



**Kontakt: Forschungs-Initiative NRW in Europa (FINE)**  
**Prof. Dr. Ulrich von Alemann, Claudia Münch,**  
**E-mail: [Claudia.muench@phil-fak.uni-duesseldorf.de](mailto:Claudia.muench@phil-fak.uni-duesseldorf.de),**  
**Tel. 0211 - 81 - 12083**

## Antisemitismuspreis vergeben

**A**m 18. Januar erhielt Tonia Sorrentino den Preis der Philosophischen Fakultät für ihre Bachelorarbeit mit dem Thema: „Pascal Croci: Auschwitz. Grenzen und Möglichkeiten einer Darstellung des Holocaust in der Bande Dessinée“. Der Preis, der mit 250 Euro dotiert ist, wurde vom Dekan der Philosophischen Fakultät, Prof. Dr. Bernd Witte, überreicht.

Der französische Comiczeichner Pascal Croci (geb. 1961) hat zahlreiche historische Magazine illustriert, bevor er die Thematik des Holocaust in seinem Buch „Auschwitz“ (2001) künstlerisch bearbeitete.

Die Kommission der Philosophischen Fakultät begründet die Auszeichnung wie folgt: „Die Arbeit von Tonia Sorrentino steht nicht nur im Umfang, sondern auch in der methodischen Herangehensweise, im innovativen Potential und insgesamt im wissenschaftlichen Niveau über den beiden anderen eingereichten Arbeiten. Tonia Sorrentino behandelt das Problem der künstle-



**Der Dekan der Philosophischen Fakultät, Prof. Dr. Bernd Witte, überreichte Tonia Sorrentino den Preis.**

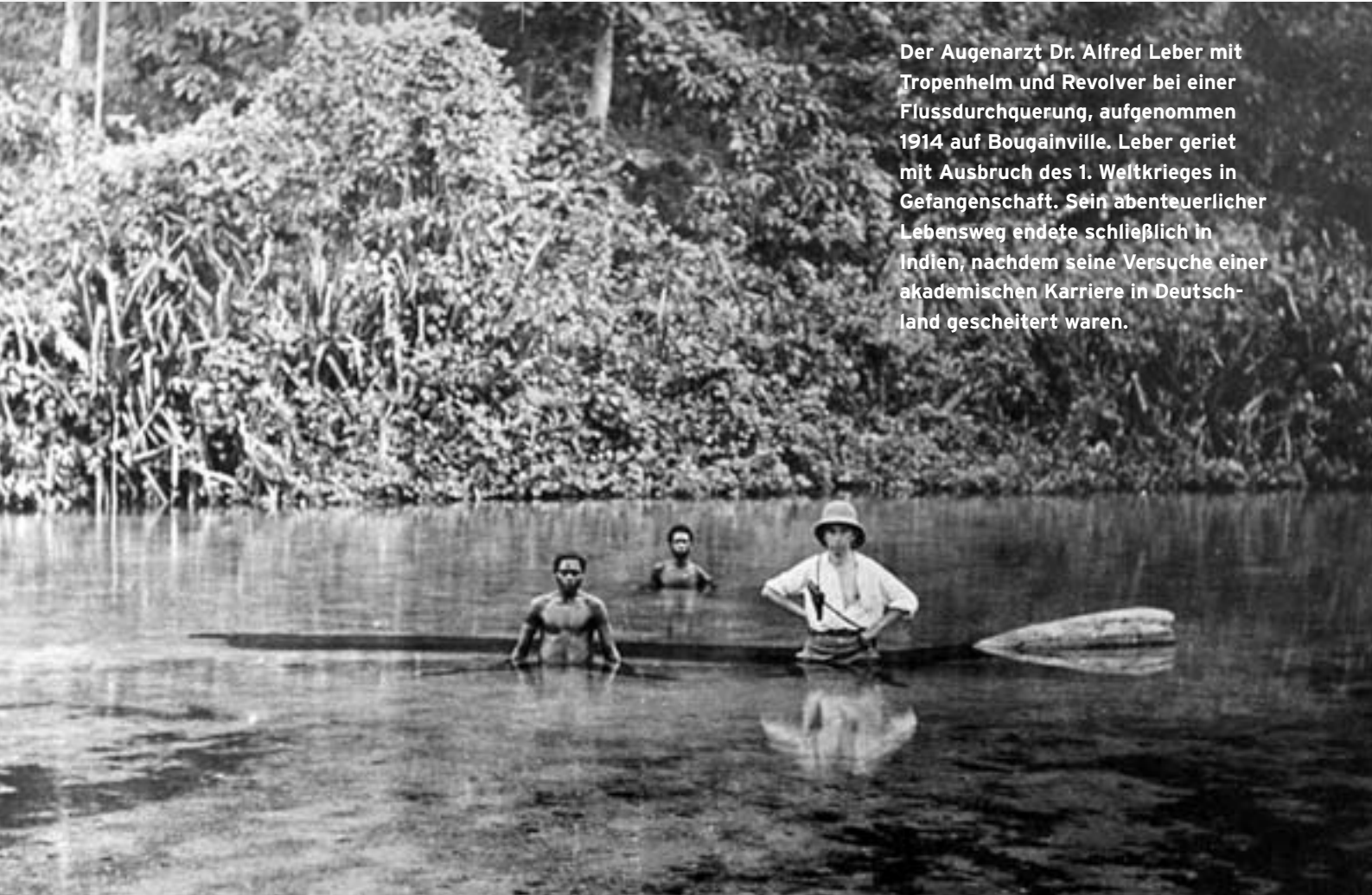
**Foto: Andrea Kranz**

rischen Repräsentation des Holocaust, die ja noch von Wiesel und Adorno grundsätzlich ausgeschlossen wurde. Die besondere Brisanz einer Darstellung des Nichtdarstellbaren nun sogar auf der Ebene der ‚Bande Dessinée‘ wird von Tonia Sorrentino sehr behutsam und ausgewogen diskutiert. Dass zudem die Arbeit nicht nur von einem interdisziplinären Anspruch getragen ist, sondern diesen Anspruch auch erfolgreich einlöst, war ein zusätzliches Argument für die Jury.“ Betreut wurde die Arbeit von Prof. Dr. Frank Leinen, dessen Hauptseminar: „L’Allemagne dans la littérature Française“ Initiationsmoment für die Arbeit war.

Tonia Sorrentino, 1980 in Wuppertal geboren, absolvierte den Bachelorstudiengang Romanistik mit dem Ergänzungsfach Medienwissenschaften in den Jahren 2000 bis 2003 an der Heinrich-Heine-Universität. Seit dem 1. Oktober 2004 ist sie Redaktionsvolontärin bei der Westdeutschen Zeitung. A. K.

# Himmelfahrtskommandos in tropische Paradiese

Medizinische Expeditionen der deutschen Kaiser- und Kolonialzeit



Der Augenarzt Dr. Alfred Leber mit Tropenhelm und Revolver bei einer Flussdurchquerung, aufgenommen 1914 auf Bougainville. Leber geriet mit Ausbruch des 1. Weltkrieges in Gefangenschaft. Sein abenteuerlicher Lebensweg endete schließlich in Indien, nachdem seine Versuche einer akademischen Karriere in Deutschland gescheitert waren.

Es entstand innerhalb einer Generation. Und wurde mit dem 1. Weltkrieg wieder verloren: das wilhelminische Kolonialreich. Ob in Afrika, in der Südsee: Deutsche Farmer, Missionare, Pflanzler, Abenteurer, Händler, Beamte, Aussteiger und Soldaten suchten in der exotischen Ferne ihr Glück. Sie mussten mit einer vollkommen ungewohnten Natur und Umgebung leben, mit fremden Seuchen und Krankheiten. Was fehlte, waren ausgebildete Tropenmediziner und Behandlungsmethoden. Innerhalb weniger Jahre jedoch erzielten deutsche Ärzte und Naturwissenschaftler bahnbrechende Erfolge in der weltweiten Seuchenbekämpfung. Die abenteuerliche Geschichte ihrer Expeditionen erzählt nun ein Buch zweier Wissenschaftler der Heinrich-Heine-Universität.

VON ROLF WILLHARDT

**B**ismarck wollte eigentlich gar keine Kolonien, er zweifelte, ob sie die Staatsmacht steigern würden. Aber die allgemeine Stimmung im Kaiserreich änderte sich. Besonders wirtschaftliche Gründe führten dann dazu, dass auch die Deutschen ihren ‚Platz an der Sonne‘ wollten. Und bekamen. Bismarck wollte kaufmännische Unterneh-

men fördern, und die mussten dann auch militärisch geschützt werden. Dafür stellte er anfangs gerade einmal ein paar Kompanien Marinesoldaten aus Kiel zur Verfügung“, so Prof. Dr. Heinz Mehlhorn.

Zusammen mit dem Augenarzt Prof. Dr. Johannes W. Grüntzig hat der Parasitologe die medizinischen Begleiterscheinungen des „Kolonialfiebers“ beschrieben. „Expeditionen ins Reich der Seuchen. Medizinische Himmelfahrtskommandos

der deutschen Kaiser- und Kolonialzeit“ nannten sie ihre faktenpralle, exzellent bebilderte Chronik von Reisen der Wissenschaftler zwischen 1870 und 1918, bei denen nicht wenige sich schwer infizierten oder ihr Leben verloren. Durch Eingeborene, durch Seuchen, wilde Tiere, Naturkatastrophen. Als Quellen nutzten die beiden Düsseldorfer Wissenschaftler besonders Tagebücher und Briefe der Forscher, zum Teil kam der Zufall zur Hilfe.



**Mitglieder der Schlangengift-Expedition 1906 in Amani (Deutsch-Ostafrika). Sitzend Robert Koch. In einem Brief in die Heimat: „Ich wohne in einer Grashütte, die mein Zelt einschließt, in fortwährendem Kampf mit Moskitos und Ameisen. Die Verpflegung ist jämmerlich. Ziegenfleisch, Hühner und gedämpfte Bananen bilden den Grundstock, aber in welcher Zubereitung! Beschreiben will ich das lieber nicht, weil Ihnen sonst in der Erinnerung schlecht werden könnte...“**



**Zeitgenössisches Aquarell des Hochplateaus von Uhehe (Deutsch-Ostafrika), das Koch 1904 auf seiner Rinderpest-Expedition durchquerte.**

tionen durch. Leber in einem seiner Expeditionsberichte im Stil der Zeit: „Die Abgabe künstlicher Augen, mit der ich schon vordem an anderer Stelle meine Klientel begeistert hatte, überzeugt nächst der Salvarsaneinspritzung am nachhaltigsten von der Überlegenheit europäischer Heilkunst.“

1914 bricht Leber zu einer Expedition nach Neuguinea auf, begleitet von dem Maler Emil Nolde und dessen Frau Ada. Der Expressionist ist fasziniert von der farbenprächtigen Exotik der Südsee. Und geht auch Risiken ein. Zum Beispiel, um einen besonders pittoresken, aber unberechenbaren Eingeborenen zu portraituren. Nolde in seinen Erinnerungen:

Auf einer verstaubten Überseekiste zum Beispiel, die sich zwischen Gerümpel des Rechtsmedizinischen Instituts der Universität Göttingen fand, stand „Eigentum Prof. Leber“. Darin: merkwürdige Fotos und Dias auf Glasplatten. Grüntzig gelang es, durch umfangreiche Recherchen und historische Detektivarbeit die bislang unbekannte, abenteuer-

liche Lebensgeschichte des Augenarztes und Tropenmediziners Alfred Leber (1881 bis 1954) zu rekonstruieren.

Rückblende: Leber hat in Berlin eine vielversprechende akademische Karriere begonnen und nimmt bereits als 29-jähriger an Expeditionen teil. Auf Samoa behandelt er 1910 über 3.000 Patienten, er führt allein 150 Augenopera-

„Ich zeichnete ihn und malte. Zur rechten neben mir lag der gespannte Revolver und hinter mir stand, den Rücken deckend, meine Frau mit dem Ihrigen, ebenfalls entschert...“

Das Ehepaar Nolde strandet bei Ausbruch des Weltkrieges auf der Rückreise in Port Said, schafft es aber nach Deutschland. Leber hat weniger Glück, wird kurzfristig Arzt auf einer niederländischen Plantage, eröffnet 1916 eine rasch florierende Augenklinik auf Java, kehrt 1922 nach Deutschland zurück, wo ihm - Intrigen - eine Professur verwehrt wird. Abermals zurück nach Java. 1940, am Tag des Überfalls Deutschlands auf die Niederlande, verhaften die Behörden Leber, sein Besitz wird versteigert. Die Niederländer verlegen, da eine japanische Invasion droht, ihre Gefangenen ins britische Indien. Leber wird 1946 entlassen, möchte nach Deutschland zurück.



▲ **Im Hochland von Papua-Neuguinea 1958: Ein kleines Mädchen im fortgeschrittenen Stadium von Kuru, das einige Wochen später starb, in den Armen seines Vaters. Der „lachende Tod“, - ein Erbe der Kolonialzeit? (Alle Abbildungen aus dem besprochenen Band.)**

◀ **Für das mobile Büro in Dschungel, Steppe und Wüste: Werbeanzeige in der Deutschen Kolonialzeitung 1914.**



Aber sein Heimatland ist zerstört, es gibt keine Arbeit. Er bleibt als Augenarzt in Bhopal, wird Direktor einer Klinik und Universitätsdekan. 1954 stirbt er in Delhi.

1913, auf dem Höhepunkt, umfasst der deutsche Kolonialbesitz eine Fläche von insgesamt fast drei Millionen Quadratkilometern, mehr als das Fünffache der Fläche des Deutschen Reiches, darunter Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwest-Afrika, Kamerun, Togo, Deutsch-Mikronesien, Deutsch-Melanesien mit Bismarck-Archipel, die Salomonen und das Kaiser-Wilhelm-Land auf Neuguinea sowie Samoa und Kiautschou (Tsingtau).

nehmer, oft Militärärzte, sich durchzuschlagen; immer noch schicken sie Dossiers an ihre Dienststellen. Emil Nolde notierte später: „Die nach Berlin gesandten Berichte unserer Ärzte werden in den Ressorts des einstigen Reichskolonialamtes liegen, vergessen und nutzlos, denn Deutschland ohne Kolonien braucht diese nicht mehr.“

„So ganz stimmt das natürlich nicht“, resümiert Prof. Mehlhorn. „Alles, was diese Expeditionen auch vor 1914 damals an Wissen vor Ort gesammelt und dokumentiert haben, hat der Tropenmedizin und der Medizin insgesamt ungeheure Fort-

schritte gebracht. Wissenschaftlich bahnbrechend in dieser kurzen Zeit von 1870 bis 1918 waren nicht allein die Entdeckungen der Erreger, der Übertragungswege und auch vielfach die Entmystifizierung Jahrtausend alter Geißeln der Menschheit wie Syphilis, Pest, Cholera, Milzbrand, Tuberkulose, Malaria oder Schlafkrankheit, sondern insbesondere die wegweisenden Methodenentwicklungen und Standardisierung der Untersuchungswege. Das Gestern hat tagesaktuellen Nutzwert für heutige Globaltouristen und unsere Reisemedizin!“

Der wohl größte unter diesen entschlossenen Wissenschaftlern ist Robert Koch (1843 bis 1910). Der ehemalige preußische Landarzt und Entdecker der Erreger von Milzbrand, TBC und Cholera erzielt seine größten Erfolge durch die Ergebnisse seiner Expeditionen. Im Gegensatz zu seinen Gehrock- und Stehkragenkollegen daheim, die im sicheren

Universitätslabor und papiertrockenen Bibliotheken forschen, studiert Koch die Gegebenheiten vor Ort. Bei der Cholera-Epidemie in Ägypten und Indien, bei der Rinderpest in Südafrika. Und das unter Extrembedingungen in Sumpf, Dschungel, Wüste und Savanne. Notfalls erlegt er persönlich Krokodile, um an Untersuchungsmaterial zu kommen. Das Zelt ist sein Labor, die Improvisation gehört zum wissenschaftlichen Alltag. Koch, selbst an Malaria erkrankt, die Füße von Sandflöhen zerstoßen, gilt als „Arbeits-tier“. Dass auch seine Expeditionsteams ein paar Stunden Sonntagsruhe brauchen, ist ihm vollkommen unverständlich.

Die beiden Autoren dokumentieren ausführlich - und nicht ohne Sinn für Anekdotisches - Kochs geniale medizinische Pioniertaten. „Die übrigens in der Öffentlichkeit wie in der Regierung höchste Aufmerksamkeit fanden: Das Deutsche Reich unterstützte Kochs Tropen-Expeditionen und die seiner Kollegen mit heute unvorstellbaren Summen“, berichtet Mehlhorn. Andererseits: Der Nobelpreisträger von 1905 bekam, nicht wie sein Musterschüler Emil Behring, den erblichen Adelstitel. Grund: Koch hatte sich scheiden lassen und, 30 Jahre älter, eine 17jährige Schauspieler-in von zweifelhaftem Ruf geheiratet (die ihn hinterher treulich bei seinen Expeditionen begleitete, Malaria inklusive).

Eine Expedition, das bedeutete damals viele Fragen im Vorfeld. Grüntzig: „Welche Ausrüstungsgegenstände und Lebensmittel galt es mitzunehmen? Bei wem bestellte man die Reiseapotheke? Wie schützt man sich vor Malaria und Schlafkrankheit? Konnte man die Expedition fortsetzen, obwohl ein oder mehrere Mitglieder schwer erkrankt waren? Und stets die Frage im Gepäck: Werde ich den wissenschaftlichen Wettlauf um die Entdeckung des Krankheitserregers gewinnen?“

Petitessen werden erwähnt, aber auch sie sind natürlich Teile der großen Geschichte. Ein Forscher notierte zu seiner Neuguinea-Expedition von 1888, dass er sie als das gefährlichste Unternehmen seines Lebens ansah; nicht wegen der Menschenfresserei oder der klimatischen Extreme, - sondern wegen des Mangels an Speisefett.

Ausführliche Bekleidungsempfehlungen gab es (Erfahrung durch den Burenkrieg 1899 bis 1902: kein khakifarbener Baumwollstoff, stattdessen der „wollene Anzug das einzig Richtige“). Beim Tropenhelm kamen deutsche Kolonialbeamte und Militärs ins Schwitzen: Ihr unpraktisches Modell war der Pickelhaube nachempfunden. Klammheimlich kaufte man spätestens in Port Said die englische Version.

Ein Reisebegleiter Kochs gab 1903 - jetzt hatten auch die Deutschen wie die globetrotzenden Briten und Amerikaner den Ferntourismus ins Exotische entdeckt - Tipps für einen komfortablen Südsee-Trip: „Als wichtige Lebensregel in den Tropen gelte in erster Linie Ruhe; keine unnötigen Aufregungen über ärgerliche Zufälle, sondern möglichst Ausbildung des Gefühls absoluter Wurschtigkeit. Die Nahrung sei leicht; als Getränk diene, wo das Wasser gut ist, eine leichte Rotweinsmischung, sonst das überall erhältliche Apollinariswasser. Als Anregungsmittel diene guter Sekt. Bier wird von manchen Personen nicht vertragen, wohl nur, weil es durchweg miserabel ist (...) In malariareichen Gegenden lebe man nach Kochscher Vorschrift: jeden achten und neunten Tag morgens früh ein Gramm (genau abgewogen) Chinin. Den widerlichen Geschmack beseitige man am besten durch ein Stück Zucker hinterher.“

An vielen der Expeditionen nahmen Sanitätsoffiziere teil. Die im Notfall bei Überfällen Skalpell und Mikroskop mit Gewehr und Säbel vertauschen mussten und dann das Kommando über eingeborene Hilfstruppen (die „Askaris“ in Deutsch-Südwest z. B.) übernahmen, etwa beim Herero-Aufstand 1904.

Ein Kapitel des Buches trägt den Titel „Der ‚lachende Tod‘, Erbe der Kolonialzeit?“. Es geht um Kannibalismus im Hochland von Neuguinea, um die Schüttelkrankheit „Kuru“ als direkte Folge bei den Eingeborenen. Seltsam: Erst mit Beginn der deutschen Kolonialzeit ist sie bekannt und verbreitet sich. Kannibalismus ist natürlich auch für die kaiserlichen Expeditionsteams und Forscher in Neuguinea ein Thema. Im Buch „Deutschlands Kolonien“ (1910) heißt es: „Der Mission und der Verwaltung ist es noch nicht ge-

glückt, das Papualaster des Kannibalismus auszurotten, dem fast alle Inselstämme huldigen, während es in Kaiser-Wilhelm-Land nur vereinzelt vorzukommen scheint. (...) Den einen gilt Europäerfleisch als Leckerbissen, andere verschmähen es, weil es zu salzig sei und zu sehr nach Alkohol schmecke und ziehen das Fleisch von Chinesen vor. Als 1858 ein französisches Schiff mit 317 chinesischen Kulis an Bord im Louisiade-Archipel scheiterte, waren in wenigen Monaten alle Chinesen bis auf vier aufgefressen worden.“

Kuru, BSE, Creutzfeldt-Jakob: Wo gibt es Verbindungslinien? „Die damals in der deutschen Kolonie beschriebenen Krankheitsbilder sind jedenfalls ein wichtiger Grundstein für die heutige Forschung“, resümiert Mehlhorn.

Fazit der Autoren: „Auch wenn man heute die Kolonialzeit eher den dunklen Kapiteln der Menschheitsgeschichte zuordnet, waren im Hinblick auf die Seuchenbekämpfung die damaligen Expeditionen ein entscheidender positiver Beitrag für die Weltgesundheit. Von Robert Koch bis heute zieht sich eine erfolgreiche tropenmedizinische Forschung wie ein roter Faden lückenlos durch die beschriebenen Jahrzehnte.“



**Johannes W. Grüntzig/Heinz Mehlhorn: „Expeditionen ins Reich der Seuchen. Medizinische Himmelfahrtskommandos der deutschen Kaiser- und Kolonialzeit“, Elsevier-Verlag, München 2005, 380 Seiten, 305 Abb., 28 Euro**

# Verblüffend ähnlich: Seeanemone und Mensch

Erstaunliche Ergebnisse in „Nature“ publiziert



◀ **Nemotostella Vectensis, die Seeanemone, Bild: Tim Nuechter, Thomas Holstein, Heidelberg**

**Stammbaum der 12 Wnt-Gen-Unterfamilien, HS = Mensch, NV = Seeanemone, Bild: Heiko Schmidt** ▶



VON VICTORIA MEINSCHÄFER

**Mit Stammbaumanalysen beschäftigen sich Prof. Dr. Arndt von Haeseler und Dr. Heiko Schmidt. Jedoch in größeren Dimensionen, als sich die meisten Menschen vorstellen können. Denn von Haeseler und Schmidt berechnen Verwandtschaftsbeziehungen zwischen unterschiedlichen Lebewesen anhand von Gensequenzen.**

**G**emeinsam mit einem internationalen Kollegenteam der Universitäten Heidelberg, Darmstadt, Hawaii und Innsbruck haben die Bioinformatiker aus Düsseldorf und Jülich die Wnt-Gen-Familie bei Seeanemonen untersucht. Während die ersteren die experimentellen Arbeiten durchführten, waren die Bioinformatiker größtenteils für die Analyse der Daten mittels statistischer Methoden zuständig.

Die Wnt-Gene sind für die Organisation der Baupläne von Lebewesen verantwortlich. Wenn sich ein Embryo oder eine Larve entwickelt, dann entsteht eine Vielzahl unterschiedlicher Zellen. Wnt-Gene fun-

gieren quasi als „Platzanweiser“, sie sind nötig, damit Haut-, Leber- oder Nervenzellen ihren richtigen Ort finden. Der Mensch hat, wie alle anderen Wirbeltiere, zwölf Gene der Wnt-Genfamilie, von denen in einfach strukturierten Tieren wie Fliegen nur sechs zu finden sind. Deshalb ging man bislang davon aus, dass sich die Vielfalt der Gene im Laufe der Evolution entwickelt hat: Weil die Organismen immer komplexer wurden, deshalb musste auch die Zahl der „Platzanweiser“ steigen.

Diese eingängige Hypothese wurde nun widerlegt. Auch die eher einfach gebaute Seeanemone verfügt, genau wie der Mensch, über zwölf Wnt-Gene. Von Haeseler und Schmidt untersuchten die Verwandtschaftsverhältnisse der Gene und stellten eine enge Übereinstimmung mit den Wnt-Genen des Menschen fest: Mindestens elf der Gene sind sowohl im Menschen als auch in Seeanemonen vorhanden. „Offenbar sind diese Gene sehr alt. Die von ihnen codierten Signalmoleküle spielten vermutlich schon beim Übergang vom einzelligen zum ersten vielzelligen Organismus eine wich-

tige Rolle und müssen im gemeinsamen Vorfahren der Vielzeller schon vorhanden gewesen sein“, so Schmidt.

Möglich wurde diese Berechnung durch Großrechner in Jülich und Düsseldorf. „Es war eine sehr aufwändige Analyse“, erklärt Heiko Schmidt, „da wir mit verschiedenen statistischen Methoden, die einander ergänzen, gearbeitet haben.“ Teils wurden die Programme von den Düsseldorfer Wissenschaftlern selbst entwickelt. „Es ist wichtig, nicht nur ein Programm laufen zu lassen und dann eine Aussage zu machen, sondern verschiedene Methoden anzuwenden“, so Schmidt, „allein für die Analyse mit der Software MrBayes liefen mehrere Rechner Tag und Nacht über zwei Wochen lang.“ Und von Haeseler ergänzt: „Stammbaumanalysen dieser Größenordnung benötigen effiziente bioinformatische Methoden und leistungsstarke Rechner.“

**Info: Der Artikel ist im Januar in dem international renommierten Wissenschaftsjournal „Nature“ erschienen (Vol. 433, S. 156).**

# Humboldt-Stipendiat Rik Wensink errechnet kolloidale Systeme

In Utrecht war ich ein Außenseiter, weil ich theoretisch gearbeitet habe, aber hier, in die Gruppe von Prof. Löwen, passe ich gut hinein“, ist Dr. Rik Wensink erleichtert. Seit Anfang Februar forscht der 29jährige als Postdoc für ein Jahr an der Heinrich-Heine-Universität - mit einem Stipendium der Alexander von Humboldt-Gesellschaft.

„Wir arbeiten seit Jahren eng mit den Kollegen in Utrecht zusammen“, erklärt Prof. Dr. Hartmut Löwen (Lehrstuhl für Theoretische Physik II), „dort ist die experimentelle Gruppe des Sonderforschungsbereichs ‚Physik von kolloidalen Dispersionen in äußeren Feldern‘, hier in Düsseldorf arbeiten wir theoretisch und mit Computersimulationen.“

Für Rik Wensink ein Grund, nach dem Abschluss seiner Dissertation für ein Jahr nach Düsseldorf zu kommen. „Für einen niederländischen Wissenschaftler ist es sehr wichtig, ins Ausland zu gehen“, erklärt er. Düsseldorf bot sich zum einen wegen der wissenschaftlichen Zusammenarbeit an und - so fügt Wensink hinzu - „es liegt nicht so weit entfernt, die Kultur ist nicht so anders und der Schock ist nicht so groß.“

Wensink arbeitet an kolloidalen Systemen, so z. B. Zahncreme, Milch oder Blut, also komplexe Flüssigkeiten, in denen Kolloidteilchen schweben. Die sind deutlich größer als Moleküle, aber auch klein genug, um in der Flüssigkeit nicht zu sinken. Wie sich diese Systeme etwa in verschiedenen Aggregatzuständen verhalten, das will Wensink in dem Jahr, das er in Düs-



**Dr. Rik Wensink (links) und Prof. Dr. Hartmut Löwen**

**Foto: Andrea Kranz**

seldorf ist, weiter berechnen. Die notwendigen Experimente werden bei Prof. Dr. Jan Dhont im Forschungszentrum Jülich durchgeführt, der auch an dem SFB beteiligt ist.

Düsseldorf gefällt dem niederländischen Physiker gut, er mag die internationale Atmosphäre und die Größe der Stadt - aber über Karneval ist er doch lieber nach Hause gefahren.

Victoria Meinschäfer

## InCom 2005: Tendenz rückläufig

Starke Besucherrückgänge verzeichnete die InCom 2005, die vom 29. bis 31. März traditionell auf dem Campus stattfand. Trotzdem will sich die Mehrzahl der 90 Aussteller und Firmenvertreter dafür einsetzen, das „Internationale Symposium für instrumentelle analytische Chemie und Computertechnologie“ 2007 wieder zu belegen.

Grund für den Besucherrückgang war nach Auffassung der Organisatoren und Aussteller hauptsächlich die Terminierung in den Osterferien. Statt wie in besten Zeiten fünfstellige Besucherströme, so kamen in diesem Jahr etwa 3000 Interessenten zu der Analytik-Veranstaltung. Neuer Organisator der InCom ist Rolf Kickuth, Herausgeber der Fachzeitschrift „CLB - Chemie in Labor und Biotechnik“. Von Seiten der Universität gehörte Prof. Dr. Karl Kleinermanns (Molekülspektroskopie und Nanosysteme) zum Organisationsteam.



**Im Rahmen der InCom fand am 30. März auch die internationale Tagung „Infection and Immunity“ statt, durchgeführt vom Biologisch-Medizinischen Forschungszentrum (BMFZ). Besonderes Highlight: der Vortrag von Prof. Dr. Rolf Zinkernagel (Zürich), Nobelpreisträger für Medizin 1996 (Bildmitte). Er sprach zum Thema „On antiviral immunity and vaccines“. Links neben ihm Prof. Dr. Thomas Ruzicka, rechts Prof. Dr. Klaus Dieter Pfeffer (beide BMFZ).**

**Foto: Melanie Kalwa**

# Abzocke im Netz: Bankrott als Hauptgewinn?

## E-gambling lockt vor allem Jugendliche vor den PC

VON JULIA KRANZ

**Glücksspielangebot im Internet: ein Riesenmarkt. Weltweit werden täglich Unsummen für Wetten ausgegeben. Staatliche Glücksspielanbieter sollen in Deutschland den Spieltrieb kanalisieren und das illegale Glücksspiel zurückdrängen. Gelten doch allein hierzulande bereits mehr als 150.000 Menschen als spielsüchtig.**

**W**as tun? Wetten, dass... Sie nicht genau wissen, was sich hinter dem Wort e-gambling verbirgt? Der Anglizismus beschreibt das riesige Geschäft mit dem Glück im World Wide Web. Etwa 130 Millionen Dollar werden weltweit täglich allein von „Pokerfreunden“ im Internet „verzockt“; der Gesamtbetrag der Spieleinsätze liegt um ein Vielfaches höher. Und Prof. Dr. Johannes Dietlein, Inhaber des Lehrstuhls für Öffentliches Recht und Verwaltungslehre an der Heinrich-Heine-Universität, weiß, dass „die Rate der Spiele pro Tag noch exponentiell steigt.“ Ein „riesiger und überwiegend illegaler Markt“ sei das, so der Jurist.

Das Medium Internet bietet hierbei den Gamblern die Möglichkeit, bequem von zuhause aus auf ein vielfältiges Angebot von Glücksspielen zuzugreifen. Nervenkitzel und Gewinnchance sind nur einen klitzekleinen Mausklick weit entfernt.

Das heißt zunächst einmal: Für den Benutzer der Online-Glücksspielangebote gibt es kein lästiges „Lottoschein-zur-Aannahmestelle-bringen“ mehr.

Über die erheblichen rechtlichen und tatsächlichen Gefahren seines Spieles macht sich der Einzelne dabei nur selten eine Vorstellung.

Im Gegenteil, Glücksspiele im Netz liegen voll im Trend. Vor allen Dingen die Sportwetten sind ungemein populär, so dass neben den wenigen legalen Anbietern, allen voran „Oddset“, eine Vielzahl

illegaler Veranstalter ihre „Angebote“ im Netz präsentieren. Und da gibt es so einige: Handicapwetten, Halbzeit- und Langzeitwetten, Ergebnisswetten, Torwetten, Einzel- und Kombinationswetten, „Doppelte Chancen“, Sieg- und Platzwetten, Spezialwetten und Live-Wetten. Unendliche Möglichkeiten. Und Risiken. Sie zeigten sich zuletzt in dem Skandal um den Fußball-Schiedsrichter Robert Hoyzer (25), der Spiele zu Gunsten der Wettmafia „verpiffen“ hat. Auch das gibt es. Die rote Karte ging daher an ihn, ebenso sollen unseriöse Anbieter in die Abseitsfalle gelockt werden. Dazu bedarf es aber einer konsequenten Rechtsdurchsetzung, die allerdings bisher nicht immer gegeben ist.

E-gambling stellt daher eine große Herausforderung an das Recht dar, so auch das Motto des Zweiten Düsseldorfer Informationstages, der Ende 2004 unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof. Dietlein vom Zentrum für Informationsrecht an der Heinrich-Heine-Universität im Düsseldorfer Industrieclub stattfand. Experten aus der gesamten Bundesrepublik kamen zusammen, um über ein Gebiet voller offener Rechtsfragen zu debattieren.

Durch das Medium Internet besteht die Möglichkeit, rund um die Uhr auf alle erdenklichen Ereignisse weltweit zu setzen. Kein Wunder also, dass dadurch dem Zocker vor dem PC „alles möglich“ erscheint.

Chancen, sich zu ruinieren, gibt es für die deutschen Spielverführten auch genug. Bei Livewetten in Echtzeit setzen manche Gambler vierstellige Summen

auf bereits laufende Spiele. Nicht nur auf den Ausgang des Matches kann gewettet werden, auch Spezialwetten werden angeboten. „Wer schießt das nächste Tor?“, soll zu einem weiteren Wettersatz bewegen.

Eine große Ge-



fahr sehen Experten eben gerade in der Schnelligkeit des Spiels und den immer kürzer werdenden Abständen. Dies könne genauso abhängig machen, wie Roulette oder Kartenspielen. „Schnelligkeit



verhindert das Empfinden des Verlustes, die Hoffnung auf die nächste Chance ist größer“, weiß Dietlein zu berichten.

Fakt ist, dass in Deutschland bereits mindestens 150.000 Menschen als spiel-süchtig gelten. Der Suchtforscher Prof. Gerhard Meyer von der Universität Bremen, der auch an der Düsseldorfer Tagung teilnahm, sieht vor allen Dingen Jugendliche durch das Internetglücksspiel massiv gefährdet. Sein Fazit lautet daher: „Es gibt keine sinnvolle Alternative zu einem staatlich konzessionierten und dosierten Glücksspielbetrieb.“ Auch Dietlein sieht eine effiziente Gefahrenvorsorge nur in einer konsequenten Umsetzung des deutschen Rechts; es gelte, den faktisch vorhandenen Spieltrieb der Menschen in legale Bahnen zu lenken.

Was aber, wenn der Spieltrieb erst durch Werbung erweckt wird? So plant zum Beispiel das Deutsche Sportfernsehen (DSF), mit Sportwetten Zuschauer an sich zu binden und dadurch - nach 10 Jahren Verlusten - wieder schwarze Zahlen zu schreiben. Ist dies - von Fragen der Konzessionsvergabe ganz abgesehen - überhaupt legitim? Auch dieser Frage stellten sich die Experten, diskutierten, ob Werbung von Glücksspielanbietern überhaupt vertretbar ist. Seien es auch staatliche. Sollten sie überhaupt werben dürfen, wenn sie doch eigentlich die Glücksspielsucht bekämpfen

sollen? Dieses Paradoxon lässt sich auf den ersten Blick nur schwer ausloten. Zum einen müssen die Anbieter werben, wenn sie ihrem öffentlichen Auftrag gerecht werden wollen. Der da lautet: Den Spieltrieb zu kanalisieren und das illegale Glücksspiel zurückzudrängen. Wer hier nicht wahrgenommen

wird, macht den Illegalen ein leichtes Spiel, so das Argument dafür.

Trotzdem bedarf es auch hier der Umsicht. Und der Frage nach dem richtigen Maß. Werbung solle schließlich nicht noch anheizen, so der „Glücksspiel-experte“ der Heinrich-Heine-Universität. „Das staatliche Glücksspiel soll kein kommerzieller Markt sein, es dient der Suchtprävention.“ Laut dem Juristen stecke „die Idee des dosierten Angebots über staatliche Träger“ dahinter. Enthaltensamkeit bei der Werbung könne allerdings sinnvollerweise nur eingefordert werden, so Dietlein, wenn die Ordnungs- und Strafverfolgungsbehörden der Entstehung eines faktischen Marktes durch konsequente Unterbindung des illegalen Glücksspiels entgegenwirken.

Der verantwortungsbewusste Umgang mit dieser Schwemme an Angeboten fordert aber eben nicht nur die Rechtsexperten, sondern auch seine Nutzer heraus.

„Oh, dieses Glücklichein ist ein starkes Zeug“, legte schon J. D. Salinger seinem siebzehnjährigen Romanhelden Holden Caulfield in dem Kultbuch „Fänger im Roggen“ in den Mund.

Und wie Recht er damit hat. Stellt sich doch dem Romanhelden, der auf der Schwelle zur Erwachsenenwelt steht, die Frage, was er mit seinem Leben tatsächlich anfangen soll. Ähnlich wie viele Jugendliche heute. Und besonders sie sind Zielgruppe der illegalen Glücksspielanbieter. „Gerade Jugendliche fahren auf Sportwetten im Internet ab“, weiß Dietlein und schildert einen möglichen Fall: „Ich wette auf den Ausgang zwischen Fortuna Düsseldorf und Bayern München, aber der Anbieter sitzt in der Karibik.“ Anstatt, dem Anlass eher entsprechend - und weit weniger verhänglich - um einen Kasten Bier zu wetten, wird schlechtenfalls richtig gezockt. „Käme es zu einem Gewinn, wird der aber nie eingelöst. Und hinzu kommt auch noch“, so der Jurist, „dass die Teilnehmer am illegalen Glücksspiel sich laut Gesetz ebenfalls strafbar machen.“ In welchem Land der Anbieter sitzt, ist aber für den Nutzer der illegalen Glücksspielangebote oft überhaupt nicht erkenntlich. „Logisch ist natürlich auch, dass man in der

Karibik nicht sanktionieren kann“, erklärt Dietlein die Praxis. Daher seine Forderung nach einem Fair Play: „Als Nationalstaat kann und muss man verlangen, dass jemand, der in Deutschland anbietet, auch eine Genehmigung nach deutschem Recht haben muss. Egal, ob der Veranstalter per Postwurfsendung oder via Internet an seine Kunden herantritt.“

Bis dato ist das Glücksspielrecht in Deutschland sehr zersplittert. Allein 16 eigene Lotterie-, Sportwetten- und Spielbankengesetze hat das Land zu bieten, auch die ehemalige DDR hatte ihre eigenen, teilweise fortgeltenden Konzessionen. „Diese Konzessionen enden heute räumlich spätestens an der früheren Grenze“, sagt Dietlein. „Das Internet verwischt aber eben jene.“ Die derzeitige Situation auf der Spielelandschaft Deutschland stellt sich wie folgt dar:

Die Bundesländer verfügen mit ihren Lottogesellschaften, zu denen auch „Oddset“ gehört, aber auch mit ihren Spielbanken, über ein weitgehendes Glücksspielmonopol. Zusätzlich besitzen die Privatunternehmen „Bet-and-win“, „Sportwetten Gera“, „Interwetten“ und „Digibet“ Lizenzen aus der Zeit vor der Wiedervereinigung, auch wenn sie sich rechtlich damit in einer Grauzone bewegen. Bei allen anderen nicht-konzessionierten Anbietern, die sich im Netz tummeln, von renommierten britischen Buchmachern bis hin zu dubiosen Wett-Klitschen in der Karibik, dürfen deutsche Zocker nicht spielen. Die betreffenden grenzüberschreitenden Angebote sind mangels deutscher Genehmigung illegal. Großes Manko ist hier allerdings, dass eine Strafverfolgung nur selten stattfindet.

Für den Fußballschiedsrichter Hoyzer jedenfalls hat es sich bereits ausgespielt - Prof. Dietlein hingegen bleibt am Ball: Schließlich gilt es, „ein Gebiet voller Rechtsprobleme“ in Angriff zu nehmen. Und nicht zuletzt die Studenten für die „Querschnittsmaterie“ zu begeistern, für die die „internetrechtlichen Fragen bedauerlicherweise zumeist eher noch am Rande des Interesses liegen.“

**Kontakt: Prof. Dr. Johannes Dietlein,  
Tel.: 0211 - 81 - 1 1420  
dietlein@uni-duesseldorf.de**

## Zwei Honorarprofessuren verliehen

Im Rahmen einer Akademischen Feier der Juristischen Fakultät erhielten am 2. Februar Dr. Peter Meier-Beck und Diplom-Kaufmann Dr. Ulrich Prinz die Ehrung der Honorarprofessur.

Dr. Peter Meier-Beck wurde 1955 in Düsseldorf geboren. Sein Studium der Rechtswissenschaften absolvierte er an den Universitäten Bonn und Freiburg im Breisgau. Für das Referendariat kehrte er nach Düsseldorf zurück und arbeitete daraufhin als Rechtsanwalt in der NRW Landeshauptstadt. Von 1985 bis 1991 war er als Richter am Landgericht Düsseldorf tätig, wo er auch Mitglied der im Land Nordrhein-Westfalen für Patentstreitsachen zuständigen 4. Zivilkammer (Patentstreitkammer) wurde. 1991 wechselte er an das Oberlandesgericht Düsseldorf. Hier beschäftigte sich Meier-Beck vornehmlich mit Regressansprüchen, Dienstaufsichten sowie Aufgaben der Zentralen Behörden bei Zustellungsersuchen im internationalen Rechtsverkehr. 1993 bis 2000 erhielt er den Vorsitz am Landgericht Düsseldorf und arbeitete als Vorsitzender der 4. Zivilkammer (Patentstreitkammer).

Momentan ist Meier-Beck Richter am Bundesgerichtshof. Darüber hinaus ist er Mitglied des X. Zivilsenats und zuständig für Patent- Gebrauchsmustersachen, Werkvertragsrecht, Reisevertragsrecht, Schenkungsrecht und Vergabesachen.

Seit 1995/96 hat er einen Lehrauftrag an der Heinrich-Heine Universität Düsseldorf für den Gewerblichen Rechtsschutz und das Urheberrecht. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder.

Dr. Ulrich Prinz wurde 1955 in Oberhausen geboren. Das Studium der Betriebswirtschaftslehre absolvierte Prinz an der Universität zu Köln. Dort promovierte er auch und wurde 1985



**Dekan Prof. Dr. Horst Schlehofer, Prof. Dr. Ulrich Prinz, Prof. Dr. Peter Meier-Beck und Rektor Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch (v.l.n.r.)**  
Foto: Julia Kranz

zum Steuerberater bestellt. Seit 1990 ist er darüber hinaus noch als Wirtschaftsprüfer tätig. Sein beruflicher Werdegang ließ ihn in Köln, München und Düsseldorf tätig werden. Seit 1999 hat Prinz einen Lehrauftrag an der Heinrich-Heine Universität, wo er am Lehrstuhl von Prof. Dr. Noack und Prof. Dr. Hey unterrichtet. Er ist Vorstand im Verein der Steuerberater-Wirtschaftsprüfer-vereidigten Buchprüfer Köln e.V., Mitglied des Studienwerks der Steuerberater in Nordrhein-Westfalen e.V., Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat der „Berliner Steuergespräche e.V., Berlin und hat eine Dozentur an der Bundesfinanzakademie in Brühl. Ulrich Prinz wohnt mit Ehefrau und drei Kindern in Sankt Augustin.  
Andrea Kranz

## Ehrendoktorwürde für Prof. Claussen

Die Juristische Fakultät der Heinrich-Heine-Universität verlieh Prof. Dr. Carsten P. Claussen aus Düsseldorf am 8. April die Ehrendoktorwürde.

Prof. Claussen wurde 1927 in Berlin geboren. Nach dem Militärdienst studierte er von 1947 bis 1951 Jura und Betriebswissenschaft in Mainz, Köln und Berlin. 1951 machte er sein Referendarexamen in Berlin. Im selben Jahr folgte der juristische Vorbereitungsdienst im Oberlandesgerichtsbezirk Düsseldorf. 1955 legte Claussen die Zweite juristische Staatsprüfung im Justizministerium Nordrhein-Westfalen ab und promovierte an der Universität Köln mit einer steuerrechtlichen Arbeit. Sein weiterer Berufsweg führte ihn zur Deutschen Unionbank GmbH in Frankfurt am Main, wo er 1955 als Auszubildender anfang. 1957 wurde er Prokurist, 1961 Geschäftsleiter der Tochterbank in Hamburg, 1965 Geschäftsführer. Während dieser Zeit war er auch im Ausland tätig, 1957 bei den Scandinaviska-Banken in Göteborg und Stockholm und 1959 als Assistent-Professor der Georgetown University/Washington, D.C.

Von 1968 bis 1975 war er persönlich haftender Gesellschafter



**Prof. Dr. Dr. h.c. Carsten P. Claussen**

Foto: Melanie Kalwa

der Global Bank Gerling & Co. KG in Hamburg. 1974 bis 1977 nahm er ein Abgeordnetenmandat in der Hamburger Bürgerschaft wahr.

1971 bekam Claussen einen Lehrauftrag für Bankrecht und Gesellschaftsrecht an der Universität Hamburg, wo er 1975 mit der Honorarprofessur geehrt wurde. Im selben Jahr folgte die Vorstandsmitgliedschaft bei der Norddeutschen Landesbank Hannover-Braunschweig.

1987 wechselte Claussen als Rechtsanwalt nach Düsseldorf.

An der Heinrich-Heine-Universität hatte er von 1995 bis 2001 einen Lehrauftrag für Bilanzrecht und Bank- und Kapitalmarktrecht.  
Melanie Kalwa

# Drei Möglichkeiten, Kosten zu beeinflussen

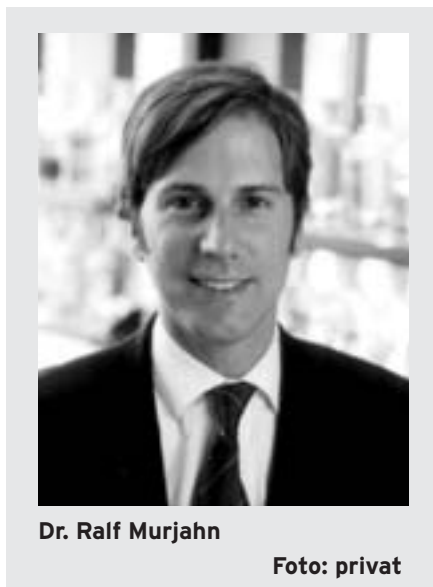
## Erste Dissertation in Wirtschaftschemie erfolgreich abgeschlossen

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

**Stellen Sie sich vor, Sie kaufen Waschmittel. Sie zahlen X Euro für einen Beutel. Irgendwann finden Sie den Preis aber zu hoch und kaufen nur noch ein Produkt, das 20 Cent weniger kostet. Machen das viele, muss sich der Hersteller des ersten Produktes überlegen, wie er seine Preise senken kann. Und die Dissertation von Ralf Murjahn lesen.**

**K**ostenmanagement in der chemischen Produktentwicklung“, so der Titel der Arbeit, die 2004 bei Prof. Dr. Klaus-Peter Franz (Lehrstuhl für Betriebswirtschaftslehre, insb. Unternehmensprüfung und Controlling) eingereicht wurde. Geschrieben wurde sie von einem diplomierten Chemiker und ist damit die erste Dissertation im Fach Wirtschaftschemie an der Heinrich-Heine-Universität. Dr. Ralf Murjahn zeigt in der Arbeit Ansatzmöglichkeiten auf, wie die Kosten von Produkten der chemischen Industrie beeinflusst werden können. „Das Prinzip habe ich aus den Ingenieurwissenschaften übernommen“, erklärt Murjahn. „Es gibt drei Möglichkeiten, die Kosten zu beeinflussen. Und zwar bei den Ressourcen, z.B. den Personal- und Standortkosten, den Prozessen, also der Herstellung und den Verwaltungsaktivitäten, und bei den Produkten, wie z.B. der Art und Anzahl eingesetzter Substanzen.“

Bislang achteten die Entwickler von chemischen Produkten, also etwa dem oben erwähnten Waschpulver, vor allem auf die Kosten der Rohstoffe. Die sind in der chemischen Industrie sehr hoch, sie liegen bei 30 bis 50 Prozent. Weniger berücksichtigt wurden bislang aber die restlichen Kosten, erklärt Murjahn: „Das sind etwa Kosten für den Einkauf. Braucht man viele Rohstoffe, dann braucht man vielleicht auch mehr Personal, um den Einkauf zu organisieren.



Dr. Ralf Murjahn

Foto: privat

Benötigt man für ein Produkt nur einen halben Sack von einer Chemikalie, dann sind die Kosten für den Arbeiter, der den Sack aufreißt, die Hälfte abwiegen, den Sack wieder wegräumen muss, deutlich höher. Die Kosten können also dadurch gesenkt werden, dass die Entwickler frühzeitig überlegen, welche Folgekosten entstehen.“

Murjahn hat eine Matrix entwickelt, die eine Übersicht über die Kostentreiber zeigt und auch die Maßnahmen, die die Kosten beeinflussen. Dazu wurden in einer Tabelle die Kundenwünsche an ein chemisches Produkt, also etwa unser Waschpulver, aufgelistet. Dort steht dann vielleicht: gute Waschleistung bei niedriger Temperatur. Daneben werden die Funktionen eingetragen, die das Produkt haben muss, also etwa: bleichen, Substanzen lösen, Kalkbildung verhindern. Diese werden wiederum in benötigten Substanzen aufgeschlüsselt, also für die Funktion Bleichen: Bleichmittel, Bleichaktivator und Stabilisatoren.

„Ein Entwickler hat das bislang aus dem Bauch heraus so gemacht, aber mit einer solchen Tabelle gewinnt man eine systematische Übersicht und kann die

Korrelation zwischen dem Kundenwunsch und den benötigten Substanzen herstellen“, so Murjahn. Nun wird weiter ermittelt, wie wichtig dem Käufer eine einzelne Funktion ist. Hat eine gute Bleichwirkung etwa eine Wichtigkeit von 15 Prozent, dann darf die Funktion Bleichen eigentlich auch nur 15 Prozent kosten. Und in diese Kosten wird alles mit eingerechnet, also nicht nur der Rohstoff, sondern auch die Lagerhaltungs-, Einkaufs- oder Personalkosten.

Doktorvater Prof. Franz hebt hervor, dass Murjahn mit seiner Arbeit zwei Ziele erreicht habe: Zum einen wurden die produktbezogenen Einflussgrößen auf die Kosten und die so entstehenden Möglichkeiten zur Kostenreduktion aufgezeigt. Zum anderen ein praktisch anwendbares, methodisches Konzept zur kostenorientierten Entwicklung chemischer Produkte aufgestellt.

**Info: Die Dissertation ist elektronisch abrufbar: <http://diss.ub.uni-duesseldorf.de/ebib/diss/show?dissid=1016>**

### STUDENTEN, ACHTUNG!

5 Gehminuten von der Uni entfernt haben wir in unserer sehr gepflegten Studentenwohnanlage Gut Brückerbach (Max-Born-Str. 26) noch Appartements und 2.-Zi.-Whg. frei: z.B. ab 21 m<sup>2</sup>, KM EUR 193,20 + NK bzw.

2-Zimmer-Wohnung, z.B. 46,00 m<sup>2</sup>, KM EUR 368,00 + NK: Pantry-Küche, Balkon oder Terrasse, teil- oder vollmöbl., Kabel-TV, sofort beziehb.

Jetzt auch im Internet unter [www.gutbrueckerbach.de](http://www.gutbrueckerbach.de)

**MPA Miet- und Pachtagentur GmbH**

Herr Schulte

Tel. 02 11 / 75 23 14 (vor Ort)

Herr Claßen

Tel. 0211 / 5 99 73 25 (Büro)

# Ein Einsatz der Extreme

## Rechtsmediziner half bei der Identifizierung der Tsunami-Opfer

Eigentlich sollte er schon beim ersten deutschen Team für Sri Lanka dabei sein. Aber er hatte im Urlaub das Handy ausgeschaltet. Zurück an seinem Arbeitsplatz in der Düsseldorfer Rechtsmedizin, kam dann der Anruf des Auswärtigen Amtes. Würde er wieder mitmachen? Als Kosovo-erfahrenes Mitglied der IDKO, der Identifizierungskommission des Bundeskriminalamtes? Am 17. Januar war zunächst Einsatzbesprechung in Wiesbaden, um 20 Uhr stieg Priv.-Doz. Dr. Wolfgang Huckenbeck in Frankfurt in den Flieger nach Phuket.

VON ROLF WILLHARDT

**W**enn die IDKO zusammengerufen wird, handelt es sich in der Regel um höchst unerfreuliche Anlässe: Katastrophenfälle, in denen auch deutsche Staatsbürger betroffen sind. Die gesamte IDKO setzt sich aus ca. 150 Beamten, BKA und Landespolizei, zusammen, angeschlossen als externe

Mitglieder einige Rechtsmediziner und Zahnärzte.“

PD Huckenbeck gehörte zum IDKO-Team Südostasien, insgesamt 45 Leute. Eines von 18 internationalen Teams, die in der Nähe der thailändischen Tempelanlage Khao Lak versuchten, Tsunami-Opfer zu identifizieren. Das Hauptkontingent stellten dabei die Australier, die dementsprechend auch die Führung be-

anspruchten. Übernachtet wurde in einem Hotel, anderthalb Busstunden vom Katastrophenort entfernt.

Zur Orientierung: Die Organisation der nationalen und internationalen DVI-Teams (Disaster Victims Identification) baute auf folgende Lokalitäten:

Bei Takua Pa: „Site 1a“, eine Tempelanlage, angeblich bereits von Leichen geräumt. „Site 1b“: Tempelanlage mit meh-



Verwüstete Gasse im Hotelviertel von Phi Phi Island



**Neu eingerichtete „Identifikationsstraßen“, „Site 2“ auf Phuket. Täglich wurden dort bis zu 50 Tsunami-Opfer untersucht.**



**Priv.-Doz. Dr. Wolfgang Huckenbeck war vom 17. Januar bis 8. Februar Mitglied des deutschen Disaster Victims Identification-Teams.**

renen tausend Leichen von Khao Lak. Auf Phuket „Site 2“: Kleine Tempelanlage, wo von den Norwegern hochmoderne Container-Straßen zur Untersuchung aufgebaut waren. Bei Krabi „Site 3a“: Tempelanlage, wo man die Leichen von Phi Phi Islands zusammengetragen hatte. Die übrig gebliebenen Opfer wurden zur „Site 3b“ gebracht. „Site 3b“: Tempelanlage, belegt mit den Leichen von Phi Phi Islands. Vorbereitete, aber nicht belegte Massengräber. Huckenbeck:

„Wir fanden auch dort solche Gräber. Nördlich von Khao Lak wieder Massengräber, sie wurden mittlerweile zur endgültigen Identifikation noch einmal geöffnet.“

Das DVI-Hauptquartier war in Phuket-Stadt. Dort liefen alle Befunde (antemortem und postmortem) zusammen, dort wurde versucht, zu matchen und auch, falls die Identität festgestellt worden war, die Leichenfreigabe ausgesprochen.

Huckenbecks Aufgabe bestand zunächst in Obduktionstätigkeit auf „Site 1a“, später dann als Obduzent und Qualitätsmanager „Pathology and DNA“ in „Site 2“.

„Zwischendurch sind wir zu fünft für zwei Tage nach Bangkok geflogen. Dort sollten drei voridentifizierte Deutsche – Vater, Mutter, Sohn – liegen, die irrtümlicherweise nicht mit dem Flugzeug zurückgeführt worden waren. Die Leiche der Frau war weg, wohin, ließ sich nicht mehr klären. Die beiden anderen Leichen waren falsch voridentifiziert, die antemortem-Befunde führten zum Ausschluss.“

Huckenbeck in der Rückschau: „Meiner persönlichen Einschätzung nach hätten

die Thailänder am liebsten die gesamte Region abgesperrt, die Leichen eingesammelt und verbrannt. Nun kamen 18 internationale Teams ins Land und wollten – natürlich in erster Linie die eigenen – Leichen identifizieren. Das musste ja zu Spannungen führen. Die Bevölkerung protestierte des Öfteren gegen die Leichenabgabe an die internationalen DVI's, da man Angst hatte, thailändische Leichen würden verschwinden, weil sie falsch identifiziert worden waren.“

Auch zwischen so vielen Teams kam es natürlich zu Spannungen. „Zu meinem Erstaunen baute sich innerhalb kürzester Zeit ein bürokratischer Wasserkopf auf und es wurde vom grünen Tisch entschieden. Der Vorteil: Wird jetzt eine Identifikation bestätigt, können sich die Angehörigen 150 Prozent sicher sein, ihre Leiche zu erhalten.“

Der Zustand der Toten war natürlich katastrophal: Sie lagen mindestens eine Woche bis zu 40°C in der Sonne, der Boden war möglicherweise noch heißer. Danach kamen sie in Kühlcontainer, wurden da teilweise tiefgefroren, zwischen durch immer wieder aufgetaut. Ergeb-



**Kühlcontainer auf „Site 3b“ in Krabi. Sie enthielten im Schnitt 34 Leichen von Phi Phi Island. Fotos: privat**



nis: Die Teams konnten Asiaten oft nicht mehr von Europäern trennen. Teilweise war schon die Geschlechtsbestimmung schwierig.

Vor der Obduktion wurden die Leichen fotografiert. Dann die Identifizierung durch den Zahnstatus, inklusive Röntgen; durch Beschreibung und Dokumentation der Asservate (Kleidung, Schmuck). Bei der Kleidung konnte es allerdings zu fatalen Irrtümern kommen.

Ein Opfer trug ein T-Shirt des Deutschen Fußballbundes. Und wurde prompt von den Thais als Deutscher voridentifiziert. Wie sich später herausstellte war es ein Thai. Andererseits: „Wir haben tatsächlich noch Pässe und Hotelzimmerschlüssel gefunden...“ Schließlich die eigentliche Obduktion, d.h. zuerst die äußerliche Suche nach Tätowierungen, Narben, Piercings, anatomischen Auffälligkeiten. Und die innere Besichtigung: künstliche



Prothesen, alte Frakturen, Gallenblase, Blinddarm, Gebärmutter vorhanden. Herz-OP's? Schließlich Proben für die DNA: Zähne, ein Stück Oberschenkel, ein Stück Rippe.

Außerdem nahmen die Spezialisten Fingerabdrücke ab. In Deutschland wurden die Wohnungen von Vermissten ebenfalls „abgeklebt“, „das sind dann immer ein bis zwei Tage Arbeit“, so Huckenbeck. Bisher konnten die internationalen Teams 10 Prozent der Leichen über Fingerabdrücke identifizieren, 90 Prozent über den Zahnstatus.

Obduktionen in den Tropen: zum Teil bis 15 Stunden Arbeit unter Extrembedingungen. Hitze, Leichengestank. Viele Teams trugen komplette Schutzkleidung, Atemmasken. Das war Huckenbeck zu unbequem. Und zu warm. „Ich hatte Gummistiefel und normale OP-Bekleidung an. Aus Deutschland mitgebracht: 21 Shorts, 21 T-Shirts, 21 Unterhosen, 21 Paar Socken. Alles zum Wegwerfen.“

Fazit des Düsseldorfer Rechtsmediziners: „Der Einsatz war in jeder Hinsicht extrem. Es waren einfach zu viele Leichen. Erst die Anwesenheit vor Ort machte klar, was wirklich passiert war. Khao Lak und Phi Phi Islands existieren

nicht mehr. Es hätte einen selbst treffen können. Je nachdem, wo man sich aufhielt, hatte man einfach keine Chance. Es ging nicht um Schwimmen-Können oder nicht, die Leichen wiesen schlimmste Verletzungen auf, waren gegen Treibgut, Betonpfeiler usw. geschleudert worden. Die Kinder waren regelrecht zerschmettert. Ich habe zum ersten Mal nach zwanzig Jahren Berufstätigkeit wieder von Leichen geträumt.“ Zu diesem Zeitpunkt waren 180 deutsche Flutopfer identifiziert. Huckenbeck schätzt, dass es am Ende zwischen 300 und 350 sein könnten.

Anfang März dann die Nachbereitung („Debriefing“) beim Bundeskriminalamt in Wiesbaden. Eine Gruppe von 20 IDKO-Mitarbeitern, ein Pfarrer, zwei Psychologen. Gab es Schlüsselerlebnisse? Was war besonders belastend? Wer kann wie helfen?

Huckenbeck spricht die besondere räumliche Situation von „Site 2“ an: „Wir haben in einem Luxushotel gewohnt, fünf Minuten davon entfernt war der Tempel mit den Leichen. Von einem Extrem ins andere, - das hat schon irgendwie belastet.“ Auch die Atmosphäre in der Tempelanlage von Takua Pa war „surreal“: „Eine Mischung aus Friedhof, Obduktionssaal und Jahrmarkt...“



# „Die Basis ist solide, aber es fehlt an allem.“

Dr. Thomas Höhn unterrichtete drei Wochen in Myanmar

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

Seit 17 Jahren herrscht in Myanmar, das früher Burma hieß, eine Militärdiktatur, von den meisten westlichen Ländern wird das Land deshalb boykottiert. Auch die medizinische Versorgung leidet darunter. PD Dr. Thomas Höhn, Oberarzt in der Klinik für Allgemeine Pädiatrie, hat nun gemeinsam mit einem Kollegen eine Fortbildung für burmesische Kinderärzte und Geburtshelfer geleitet.

Seit vielen Jahren engagiert sich Höhn bei der Fortbildung von Medizinerinnen in südost-asiatischen Ländern. Im Rahmen eines Masterprogramms, das in etwa einer deutschen Facharztausbildung entspricht, unterrichtet Höhn das neonatologische Modul (Neugeborenenmedizin). Das Programm geht auf eine Initiative der Universität Freiburg zurück und wird u.a. vom DAAD und der EU finanziert. Auch das UKD unterstützt das Projekt und stellte Höhn für die Zeit in Myanmar frei.



Die Shwedagon-Pagode in Rangun, zentrales Heiligtum des Landes.

Fotos: privat

Wie viele Menschen in dem Land leben, ist nicht genau bekannt, ca. 55 Millionen, so die Schätzungen. Tourismus gibt es kaum und auch für die Mediziner war die Kontaktaufnahme im Vorfeld recht schwierig. „Telefon und Post funktionieren kaum“, berichtet Höhn, „E-mails kommen zwar an, gehen aber meist nicht raus, das wird vom Militär blockiert.“ Vor Ort funktionierte die Zusammenarbeit mit den Ärzten und den staatlichen Stellen dann aber recht problemlos. Dreißig Kinderärzte und Geburtshelfer unterrichteten Höhn und sein Kollege in der Universität von Rangun drei Wochen lang. „Die Grundausbildung der Ärzte dort ist solide, aber es fehlt halt an allem. Gerade in der Kinderklinik gibt es nicht mehr als eine Minimalausstattung“, so Höhn. „Die Neonatologin der Uni-Klinik muss die Mütchen für die Neugeborenen selbst stricken.“ Außerdem sind die Löhne so schlecht, dass die meisten Mediziner

darauf angewiesen sind, neben der Tätigkeit im Krankenhaus noch in Privatpraxen oder auch in anderen Berufen zu arbeiten.

„Die Ausgangsbasis der burmesischen Medizin ist besser als in anderen vergleichbaren Ländern wie Vietnam oder Laos, das Gesundheitssystem ist noch immer stark britisch geprägt“, berichtet Höhn. „Mittlerweile sank das Niveau aber deutlich.“ Genaue Zahlen gibt es kaum, und die offiziellen Zahlen der Regierung, z. B. zur Säuglingssterblichkeit, werden von der WHO stark angezweifelt. So spricht man offiziell von einer Neugeborenensterblichkeit von 16,3 von 1000, die WHO geht aber von 35 von 1000 aus.

Höhn hofft, dass die nun ausgebildeten Mediziner auch als Multiplikatoren wirken, etwa wenn sie an der Universität unterrichten oder sich geographisch verändern. So könnte auch etwas von dem neu erworbenen Wissen in die abgelegenen ländlichen Gebiete kommen, die für westliche Ärzte so gut wie gar nicht erreichbar sind.

PD Dr. Thomas Höhn (rechts) im Central Women's Hospital in Rangun.



# Düsseldorfer Umweltforschung in Japan

Im Rahmen des Deutschlandjahrs in Japan fand am 9. und 10. April 2005 in Nagoya ein gemeinsam vom Institut für Umweltmedizinische Forschung (IUF), der Medizinischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, der nordrhein-westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Nagoya City University ausgerichtetes wissenschaftliches Symposium über den Stand der umweltmedizinischen Forschung in Nordrhein-Westfalen und Japan statt. Den offiziellen Hintergrund dieser Veranstaltung bildete die EXPO 2005, auf der am Vortag der eigentlichen wissenschaftlichen Konferenz im Citizen's Pavillon, Kaisho Plaza, das öffentliche „Aichi EXPO Symposium“ zum selben Thema abgehalten wurde, das mit über 1000 Teilnehmern sehr gut besucht war.

In beide Veranstaltungen führte Hartmut Krebs, Staatssekretär im Wissenschaftsministerium NRW, ein. Er betonte die außerordentliche Bedeutung der um-

weltmedizinischen Forschung für das Industrieland Nordrhein-Westfalen.

Diese präsentierte sich mit Vorträgen von Prof. Jean Krutmann, Direktor des Instituts für Umweltmedizinische Forschung (IUF), Prof. Helmut Sies, Präsident der nordrhein-westfälischen Akademie der Wissenschaften, Prof. Thomas Ruzicka, Sprecher des umweltmedizinischen SFB der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, und Prof. Hermann Bolt, Direktor des Instituts für Arbeitsphysiologie an der Universität Dortmund, der die Leibniz-Institute vertritt. Ergänzt wurden diese Beiträge durch Vorträge japanischer Wissenschaftler, die zeigten, dass beide hochtechnisierten, dichtbevölkerten Länder gemeinsame Umweltprobleme haben, zu deren Lösung vergleichbare Strategien erforderlich sind.

Im Vordergrund des gemeinsamen Interesses stehen die Wirkungsmechanismen von Umwelttoxinen, die zur Entste-

hung chronisch-degenerativer, maligner und allergischer Erkrankungen sowie vorzeitigen Alterungsprozessen führen. Im Rahmen des Symposiums wurde auf die Einflüsse nicht-ionisierender Strahlung, von atmosphärischem Feinstaub, krebs-erzeugenden Industriechemikalien sowie Ernährungs- und Lifestyle-Faktoren näher eingegangen. Ziel dieses Symposiums war es, den wissenschaftlichen Austausch zwischen japanischen und deutschen Forschern auf diesem Forschungsfeld zu fördern. Prof. Krutmann vom IUF und Prof. Morita von der Universität Nagoya, die bereits vor einigen Jahren eine wissenschaftliche Zusammenarbeit begonnen hatten, werden diese nun weiter ausbauen. Das gemeinsame Forschungsprogramm wird sich auf die Wirkungen von Umwelteinflüssen auf die Gesundheit, insbesondere vorzeitige Alterungsprozesse, konzentrieren. Das Land Nordrhein-Westfalen fördert diese Kooperation. Katharina Beyen

## Gastdozent aus Pilsen

Das Forschungslabor der Urologischen Universitätsklinik hat seit Semesterbeginn einen zusätzlichen Mitarbeiter: Dr. Dipl.-Ing. Jiří Hatina aus der Tschechischen Republik ist Gastdozent des Deutschen Akademischen Austauschdienstes. Er kommt aus der Medizinischen Fakultät zu Pilsen, einer ausgelagerten Einrichtung der Karls-Universität in Prag, die seit 1998 mit der HHU als Partneruniversität verbunden ist. Dort arbeitet er als Grundlagenforscher und Dozent im Institut für Biologie. Er unterrichtet ausländische Studierende der Fakultät in allgemeiner Biologie und Genetik und ist als Forscher in der Tumorzellbiologie aktiv.

Während seiner zweisemestrigen Gastdozentur in Düsseldorf ist Dr. Hatina sowohl in der Lehre als auch in der Forschung tätig. Gemeinsam mit Laborleiter Prof. Dr. Wolfgang Schulz hält er eine Vorlesung zur Tumorbologie. Selbstständige Seminare für Doktoranden zum Thema „Zellbiologie des Tumors“ stehen ebenfalls auf dem Programm. Darüber hinaus ist eine Beteiligung im molekularmedizinischen Unterricht vorgesehen.

Dr. Hatina und Prof. Schulz werden die Lehrveranstaltungen gezielt interdisziplinär gestalten. Die Seminare und Vorlesungen richten sich dabei sowohl an Medizin- als auch Biologiestudenten. Ihre Lehrmethoden basieren auf dem Prinzip des „Case-Oriented Teaching“ (an speziellen Fällen ausgerichtete Lehre), das in angelsächsischen Ländern angewandt wird. In Deutschland und der Tschechischen Republik wird diese Form des Lehrens eher selten angeboten.



**Dr. Dipl.-Ing. Jiří Hatina**

**Foto: M. K.**

Der Kontakt zu Prof. Schulz und zum Düsseldorfer Forschungslabor entstand per E-Mail. Dr. Hatina hatte einige Arbeiten von Prof. Schulz über genetische Veränderungen im Harnblasenkarzinom gelesen und sich mit ihm in Verbindung gesetzt. Gemeinsame wissenschaftliche

Interessen und Berührungspunkte in der Lehre waren schließlich der Anlass, sich für eine Zusammenarbeit zu entschließen und um eine Gastdozentur beim DAAD zu bewerben.

„Diese Dozentur ist eine einmalige Gelegenheit für die Studenten, über den Tellerrand der heimischen Forschung hinaus zu blicken und ihren Horizont zu erweitern“, so Prof. Dr. Sybille Soboll, Auslandsbeauftragte der Medizinischen Fakultät. „Nicht alle Studenten können die Gelegenheit eines Praktischen Jahres im Ausland wahrnehmen. Zudem sind mittel- oder osteuropäische Länder seltene Reiseziele. Noch lockt eher der Westen, insbesondere die USA. In diesem Zusammenhang ist die Gastdozentur von Dr. Hatina natürlich ein willkommenes Angebot für unsere Studenten, neue Blickwinkel zu gewinnen und dann international arbeiten und forschen zu können.“

Melanie Kalwa

# Krisenmanagement im Operationssaal

Das Simulationszentrum der Klinik für Anästhesiologie

VON SUSANNE DOPHEIDE

**Hektik beim Landeanflug auf Düsseldorf: Von vier Triebwerken des Airbus sind schon drei ausgefallen. Das Fahrwerk lässt sich auch nicht ausfahren. Und jetzt noch sicher landen? Piloten trainieren solche ungewöhnlichen und gefährlichen Situationen in Simulatoren, die sie eine nahezu perfekte Flugrealität erleben lassen. Was aber haben Piloten mit der Medizin zu tun? Anästhesisten, Intensiv- und Notfallmediziner trainieren Krisensituationen an „künstlichen Menschen“, die auf dem OP-Tisch, der Intensivstation oder in der Notfallaufnahme wie ein echter Patient reagieren.**

**E**iner dieser so genannten Full Scale Simulatoren ist DANIS, der Düsseldorfer Anästhesie, Notfall- und Intensivmedizin-Simulator. Er wird hergestellt von der Firma Meti mit Sitz in Florida, entwickelt von einer Arbeitsgruppe an der Universität von Gainesville, ebenfalls Florida. DANIS wurde als einer der ersten seiner Art in Nordrhein-Westfalen für das Simulationszentrum des Universitätsklinikums Düsseldorf angeschafft. Der künstliche Patient dient in erster Linie der Fortbildung von Ärzten innerhalb und außerhalb des Klinikums und der Ausbildung von Medizinstudenten in höheren Semestern. Das Trainingsspektrum reicht vom Üben einzelner Techniken bis hin zu seltenen Krisenszenarien, die manch ein erfahrener Anästhesist in der Realität noch nie erlebt hat.

DANIS ist in einem vollständig ausgestatteten Operationssaal innerhalb einer ehemaligen Intensivstation der Westdeutschen Kieferklinik untergebracht. Ein Wesen mit Haut und Adern aus Plastik, einem Skelett, Muskeln, Herz, Kreislauf, Lunge, Harnblase und einem elektronischen Gehirn. Der Simulator reagiert auf die Arbeit des Anästhesi-



sten wie ein echter Patient. Er bewegt beispielsweise ein wenig den Arm oder Puls und Blutdruck steigen, wenn die Narkose nicht tief genug ist. Auch die Pupillen erweitern oder verengen sich. Art und Dosierung von in das künstliche Kreislaufsystem injizierten Medikamenten werden über einen Bar-Code auf der Spritze elektronisch erkannt.

Der Dummy, der Tag aus Tag ein auf dem OP-Tisch liegt, ist aber nur ein Teil des Simulators. Der andere Teil verbirgt sich im Nebenraum hinter verspiegelten Scheiben. Mehrere Rechner, Monitore und vor allem die spezielle Software machen unendlich viele Notfallszenarien möglich. Mithilfe der Programmierung kann DANIS die unterschiedlichsten Identitäten annehmen: männlich, weiblich, jung, alt, mit Vorerkrankungen aller Art oder als kerngesunder 30jähriger, dem ein einfacher Eingriff bevorsteht.



**Team während eines Trainings**

**Fotos: UKD**

Am Trainingstag herrscht eine leicht angespannte Atmosphäre, bevor die Operation beginnt. Die Entfernung eines Unterbauchtumors bei Patient Walter Hippel (55) steht heute auf dem Programm. Es kann ja eigentlich nichts schief gehen. Blamieren möchte sich der Anästhesist, der nicht weiß, was gleich auf ihn zukommt, allerdings nicht. Die Umgebung unterscheidet sich nicht von einem richtigen OP. Anästhesist, Opera-

teur und Schwestern tragen OP-Kleidung und Gesichtsmasken, ein gleichmäßiges Piepen des Herzmonitors gehört zur normalen Geräuschkulisse.

Der Anästhesist intubiert Walter Hippel. Der schläft ein, die Operation kann beginnen. Zunächst keine besonderen Vorkommnisse. Aber dann: „Wir haben eine Blutung, ich kann noch nicht sehen, woher es blutet“, sagt der Chirurg. Der Blutdruck fällt, die Pulsfrequenz steigt. Kein Problem, Blutersatzstoffe und Blut per Druckinfusion. Situation bewältigt. Aber der Patient erholt sich nicht, im Gegenteil. Die Herzfrequenz erreicht bedrohliche Werte. Jetzt ist keine Zeit für ein Lehrbuch oder eine Diskussion. Das Team rotiert. Der herbeigerufene Oberarzt fragt, was bisher passiert ist. Nur ein allergischer Schock auf das Blutersatzmittel kommt in Frage. Der Zustand von Patient Hippel verschlechtert sich rasend schnell: Kammerflimmern, Kreislaufstillstand. Hippel wird defibrilliert, bekommt Cortison und Adrenalin. Endlich - der Patient stabilisiert sich.

„Man vergisst, dass man mit einem Dummy arbeitet. Der Stress ist derselbe wie bei einer richtigen Operation, weil alles in Echtzeit passiert“, schildert der Anästhesist seine Erfahrungen.

Mit der erfolgreich gemeisterten Krise ist aber das Training nicht beendet.

Das gesamte Geschehen wird mit Videokameras aufgezeichnet und erlaubt eine spätere Analyse der Ereignisse und Bewertung aller getroffenen Maßnahmen mit den beteiligten Ärzten. Dabei kommt der Kommunikation innerhalb des Teams große Bedeutung zu.

Priv.-Doz. Dr. Olaf Picker, Oberarzt der Klinik für Anästhesiologie und Leiter des Simulationszentrums: „Das Training soll fit machen für den echten Ernstfall. Besser und schneller reagieren, das ist unser Ziel.“

Dabei ist die Fliegerei durchaus Vorbild für die Mediziner. Auch der Präsident der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, Prof. Dr. Matthias Rothmund, bestätigte dies in einem Spiegel-Interview (Nr. 15/05): „Die Fluggesellschaften sind uns Ärzten Jahrzehnte voraus, was die Fehlervermeidung angeht.“

Genau aus diesem Grund wurde das Simulationszentrum eingerichtet. Auf die



**Priv.-Doz. Dr. Olaf Picker,  
Oberarzt der Klinik für  
Anästhesiologie und Leiter des  
Simulationszentrums:  
„Das Training soll fit machen für  
den echten Ernstfall. Besser und  
schneller reagieren, das ist  
unser Ziel.“**

Frage einer Journalistin an den Direktor der Klinik für Anästhesiologie und Ärztlichen Direktor des Klinikums, Prof. Dr. Jörg Tarnow, ob so ein Aufwand denn nötig sei, früher sei es doch auch ohne Simulator gegangen, antwortete Tarnow: „Ja, früher ist es auch so gegangen. Ich habe noch am Patienten gelernt. Jeder Arzt, der ehrlich ist, weiß, dass Fehler passieren. Aber am Simulator können wir gezielt das Krisenmanagement im OP üben. Wir können überprüfen, wie gut wir kommunizieren, wenn es darauf ankommt. Wenn während der Simulation ein Fehler passiert, schadet es niemandem. Mit dem Simulator haben wir einen Patienten, der alles verzeihen kann.“

Doch der Simulator dient nicht nur der Aus- und Fortbildung. Er ist auch ein nützliches Instrument zur Stressforschung. Mit seiner Hilfe können Probanden geplanten Stresssituationen ausgesetzt werden. Der Simulator wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) mitfinanziert. Möglich wäre ein weiterer Ausbau des Düsseldorfer Simulationszentrums, der auch anderen Fachdisziplinen das Training spezieller Fertigkeiten (z. B. Herzkatheter-Untersuchungen, Darmspiegelungen) einschließlich der Beherrschung von Komplikationen erlauben würde.

# Lauschangriff auf die Gene

## Mit Onkobiogramm und Chemosensitivitätstest gegen Brustkrebs

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

**„Tumoren sind so individuell wie Fingerabdrücke“, erklärt Prof. Dr. Hans Bojar. Der Direktor des Instituts für Onkologische Chemie beschäftigt sich seit Jahren mit der Analyse von Tumorerkrankungen und hat mittlerweile verschiedene Möglichkeiten entwickelt, die Tumoren genau zu bestimmen. Denn nicht jeder reagiert auf eine Chemotherapie oder eine Hormonbehandlung gleich.**

**A**rbeitsschwerpunkt Bojars ist die Behandlung von Brustkrebs. „In rund dreißig Prozent der Fälle kommt der Tumor nach der Operation wieder“, erklärt Bojar und zwar nicht immer in der Brust, sondern häufig in der Lunge oder der Leber. Diese Tumoren sind oft an schlecht erreichbaren Stellen im Körper, das heißt, es ist den Ärzten kaum möglich, Tumormaterial zu entnehmen. Da ist es hilfreich, wenn dieses direkt bei der ersten Erkrankung schon eingelagert wird. „Es ist wie bei einem steckbrieflich gesuchten Verbrecher“, so Bojar, „auch wenn der sich etwas verändert, kann man ihn oft trotzdem wieder erkennen.“ Dies gilt auch für die Metastasen, deren Grundstruktur dem ersten Tumor stets sehr ähnlich ist.

Tumoren sind Zellgruppen, deren Gene sich verändert haben. Unter den Begriff „Brustkrebs“ fällt eine Fülle von Erkrankungen, die unter dem Mikroskop alle Unterschiede in den Genmustern aufweisen. Um den Tumor genauer kennen zu lernen, hat Bojars Team das Onkobiogramm entwickelt, mit dem es das persönliche Todesrisiko durch die Erkrankung abschätzen kann. Aus der Vielzahl bekannter Biomarker wurden durch bioinformatische Methoden diejenigen herausgefiltert, die Aufschluss über das persönliche Risiko der Patientin geben. Die Analyse der Biomarker, die die Gefahr, an Brustkrebs zu erkranken, angeben, kann dem Arzt darüber hinaus auch Aufschluss über mögliche Behandlungsformen geben.

Mit Hilfe von Gen-Chips ist es heute möglich, die Aktivität einer großen Zahl von Genen zu analysieren. Eine winzige Gewebemenge, die z. B. bei einer Nadelbiopsie entnommen wird, reicht aus, um die Aktivität aller Gene eines Tumors mittels der so genannten Affymetrix-Technologie zu analysieren. „Man sieht, was sich im Tumor abspielt“, so Bojar, der das Verfahren auch als „Lauschangriff auf die Gene“ beschreibt. Für die Analyse wird die Boten-RNA extrahiert und auf einen Onkochip gegeben. Dieser hat auf der Oberfläche Andockpunkte für die RNA der einzelnen Gene. So können die Mediziner sehen, wie viele Gene sich wo „hingesetzt“ haben und damit Rückschlüsse auf ihre Aktivität ziehen. „57 Gene sind für das Ansprechen eines Tumors auf die Therapie von Belang“, erklärt Bojar, je nach Aktivität kann man so eine eher günstige oder eher ungünstige Prognose stellen. Doch nicht nur vor, sondern auch

während des ersten Zyklus der Chemotherapie wird das Verfahren angewendet. So kann man genau sehen, was im Tumor passiert.

Für beide Verfahren benötigen die Mediziner speziell behandeltes Tumormaterial. Gewöhnlich wird bei einer Krebsoperation Gewebe des entfernten Tumors mit Formalin fixiert und in Paraffinblöckchen gepresst. Für die von Bojar entwickelten Verfahren benötigt man dagegen frisches bzw. eingefrorenes Gewebe. Bei der Kryokonservierung wird das Material bei -196 °C in flüssigem Stickstoff gelagert, so lässt sich das Gewebe ohne Veränderungen, d. h. auch ohne Eiskristalle zu bilden, über Jahre hinweg lagern. Den Patienten stehen damit viele Möglichkeiten offen, sowohl die Analyse des Tumors mit Hilfe von Gen-Chips als auch die Herstellung eines Tumorimpfstoffes. Bojar hofft, dass man so auch die Möglichkeit hat, heute noch nicht bekannte Untersuchungen in Zukunft durchführen zu lassen.

Nicht jeder Tumor reagiert auf eine Chemotherapie oder Hormonbehandlung. Mit dem neu entwickelten Chemosensitivitätstest besteht die Möglichkeit, nicht empfehlenswerte Medikamente schon vor Beginn der Behandlung auszuschließen. Außerhalb des Körpers wird zunächst getestet, wie Tumorzellen auf die Chemotherapie reagieren, wie Zytostatika das Wachstum des Tumors beeinflussen. „Wenn es schon auf die entnommenen Zellen nicht wirkt, wird es im Patienten kaum etwas nutzen“, erklärt Bojar den Ansatz.



**Weitere Informationen:**  
[bojar@uni-duesseldorf.de](mailto:bojar@uni-duesseldorf.de),  
[www.uomorphis.de](http://www.uomorphis.de)

# Votum für Vorsorge und Früherkennung

## Erstmals fanden die Gesundheitstage-Krebs-NRW statt

VON SUSANNE DOPHEIDE

**Vom 10. bis 12. März informierten sich rund 3.000 Besucherinnen und Besucher im Rahmen der Gesundheitstage-Krebs-NRW über die drei häufigsten Krebsarten in Deutschland: Darm-, Prostata- und Brustkrebs.**

**D**amit gelang es dem Initiator der Veranstaltung, Prof. Dr. Stefan Roth, Strahlentherapeut im Universitätsklinikum, einen der größten deutschen Informationstage zum Thema Krebs für ein breites Publikum auf die Beine zu stellen.

Jährlich werden ca. 40.000 Deutsche mit der Diagnose „Krebs“ konfrontiert. Nur allzu verständlich, dass viele der Betroffenen mit dieser schwierigen Situation überfordert sind. Sie fühlen sich hilflos und wissen oft nicht, wen sie um Rat fragen können.

Deshalb standen im Düsseldorfer Haus der Ärzteschaft Mediziner des Universitätsklinikums, niedergelassene Ärzte aus Düsseldorfer Praxen, Vertreter von Selbsthilfegruppen und Rehabilitationskliniken für Fragen und zur persönlichen Beratung zur Verfügung. Was kann man zur Vorsorge tun? Welche Methoden der Früherkennung sind zu empfehlen? Wie läuft eine moderne Therapie ab und wo finde ich Unterstützung? Diese Aspekte standen während der drei Veranstaltungstage im Zentrum des Publikumsinteresses.

Großen Anklang fand ein kostenloser PSA-Test zur Früherkennung des Prostatakrebses plus anschließender persönlicher Beratung. Allein 29 Medizinisch Technische Assistentinnen und über 25 Urologen des Universitätsklinikums Düsseldorf und des Urologennetzes Region Düsseldorf waren dafür im Einsatz!

Ein eindeutiges Votum für den oft lebensrettenden Nutzen der Früherkennung gaben Prof. Dr. Rolf Ackermann,



**Schlangestehen für den PSA-Test. Der Urologie-Tag war die mit Abstand am meisten besuchte Veranstaltung der Gesundheitstage-Krebs-NRW.**

**Foto: UKD**

Direktor der Urologischen Klinik, Prof. Dr. Hans-Georg Bender, Direktor der Frauenklinik, Prof. Dr. Ulrike Nitz, Koordinatorin des Uni-Brustzentrums, und Prof. Dr. Gabriela Möslein, Klinik für Allgemein- und Viszeralchirurgie und Vorsitzende des Vereins „Düsseldorf gegen Darmkrebs e.V.“, ab. „Ziel muss sein, das Verständnis bei jedem Einzelnen zu wecken, dass er die Möglichkeiten der

modernen Medizin nutzen sollte, um eine Krebserkrankung zum frühestmöglichen Zeitpunkt aufzudecken“, forderte Prof. Dr. Rolf Ackermann stellvertretend für alle beteiligten Fachgebiete. Die Krebsgesellschaft NRW hat die Gesundheitstage-Krebs-NRW in einer gemeinsamen Schirmherrschaft mit der Kassenärztlichen Vereinigung Nordrhein großzügig unterstützt.

# Auf Eis gelegt: Fruchtbar nach Krebsbehandlung

## In der Frauenklinik wird das Eierstockgewebe eingelagert

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

**Eine Krebserkrankung und -behandlung bringt für alle Betroffenen viel Leid mit sich. Für Mädchen und jüngere Frauen stellt sich oft jedoch noch ein zusätzliches Problem: Chemotherapie oder Bestrahlung zerstören meist vollständig die Eierstöcke, es kommt zur Unfruchtbarkeit. Ärzte der Universitätsfrauenklinik versuchen, diesen Frauen zu helfen.**

**D**ass Jungen und junge Männer, die sich einer Chemotherapie unterziehen müssen, Sperma einfrieren lassen, ist mittlerweile gang und gäbe. Später können damit dann Kinder gezeugt werden, entweder durch Einspritzen des Spermas in die Gebärmutter oder durch eine künstliche Befruchtung.

Bei Mädchen und Frauen ist es schwieriger, bei ihnen werden die Eierstöcke meist irreversibel geschädigt. Wissenschaftler in aller Welt suchen nach Möglichkeiten, die Gebärfähigkeit zu erhal-

ten. Dr. Jan-Steffen Krüssel ist Oberarzt in der Frauenklinik (Direktor: Prof. Dr. Hans Georg Bender). Hier wird seit einem halben Jahr die Möglichkeit angeboten, Eierstockgewebe vor der Behandlung zu entnehmen und einzulagern. „Das Gewebe wird bei einer Bauchspiegelung entnommen“, erklärt Dr. Krüssel, „nach Möglichkeit wird sie zugleich mit der Krebsoperation durchgeführt, um die Belastung für die Frau so gering wie möglich zu halten.“

Meist wird ein Eierstock komplett entfernt. Wenn die Chemotherapie oder die Bestrahlung wider Erwarten den verbliebenen nicht zerstören, ist immer noch die Möglichkeit gegeben, auf natürlichem Wege Kinder zu bekommen. Das entnommene Gewebe wird in zwei bis fünf Kubikmillimeter kleine Fasern zerteilt, aufgearbeitet und dann in flüssigem Stickstoff eingefroren.

Drei Möglichkeiten, das Gewebe dann zu verwenden, werden derzeit weltweit erprobt, die Düsseldorfer Wissenschaftler forschen jedoch an dieser Aufgabe

nicht mit: „Die deutschen Gesetze lassen Forschung nicht zu“, erklärt Krüssel. Im UKD möchte man den Frauen jedoch die Chance geben, Kinder zu bekommen, sollte sich eine Möglichkeit finden.

Der viel versprechendste Ansatz ist für Krüssel die Injektion der Eizellen direkt unter die Bauchdecke der Patientin. Durch eine Hormonbehandlung reifen dann dort die Follikel, danach können sie entnommen und im Reagenzglas künstlich befruchtet werden. Das so befruchtete Ei wird der Mutter dann in die Gebärmutter eingepflanzt.

„Es gibt hoffnungsvolle Tendenzen, aber keine Garantie“, stellt Krüssel klar, „derzeit sind alle Überlegungen noch im experimentellen Stadium.“ Da man aber in den nächsten Jahren mit einem Durchbruch in der Forschung rechnet und da viele Patientinnen nach einer solchen Möglichkeit fragen, bietet die Frauenklinik die Entnahme des Gewebes an. Die Einlagerung erfolgt dann bei professionellen „Banken“, die Kosten dafür liegen bei rund 300 Euro im Jahr.

## Prof. Scherbaum MEDICA-Präsident



**D**ie MEDICA, Deutsche Gesellschaft zur Förderung der Medizinischen Diagnostik und Be-

gründer der heutigen MEDICA Weltmesse für Medizin in Düsseldorf, hat einen neuen Präsidenten: Prof. Dr. Werner A. Scherbaum aus Düsseldorf.

Prof. Scherbaum (57) wurde damit auf Vorschlag des Vorstandes Nachfolger von Prof. Dr. Jürgen D. Kruse-Jarres aus Stuttgart, der das Amt zehn Jahre innehatte und aus Altersgründen zurücktrat.

Dass ein Internist die Gesellschaft vertritt, ist ein Novum in der Vereinsgeschichte und ein Beleg dafür, dass sich die Arbeit der MEDICA längst über die Labormedizin hinaus entwickelt hat. Die Gründer der MEDICA kamen ursprünglich aus diesem Bereich.

Scherbaum ist seit 1993 C4-Professor für Innere Medizin, Schwerpunkt Endokrinologie und Stoffwechsel an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, und seit 1997 Leiter der Klinischen Abteilung des Deutschen Diabetes-Zentrums (DDZ).

Seit 2004 ist er stellvertretender Ärztlicher Direktor des Universitätsklinikums Düsseldorf. Scherbaum hat über 350 Originalarbeiten, mehr als 50 Übersichtsartikel und Reviews sowie mehr als 40 Monographien und wissenschaftliche Buchbeiträge verfasst.

# Der Zwerg im Kern

## Nanopartikel können die Funktion des Zellkerns stören

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

**Fünftausend Mal kleiner als ein menschliches Haar im Durchmesser: der Nanopartikel. Er entsteht bei der Verbrennung von Kraftstoffen und kommt als Zusatzstoff in Lacken, Druckertinte oder Kosmetika vor. Doch wie er wirkt, war bislang kaum bekannt. Privatdozentin Dr. Anna von Mikecz leitet eine Arbeitsgruppe im Institut für Umweltmedizinische Forschung an der Heinrich-Heine-Universität und hat sich mit der Wirkung von Nanopartikeln auf Zellen beschäftigt.**

**N**ahezu alle Stoffe gibt es mittlerweile auch in der kleinsten Form - als Nanopartikel. Sie sind für die Industrie interessant, weil sie oft ganz andere Eigenschaften aufweisen als die Stoffe in ihrer ursprünglichen Größe. Siliciumdioxidpartikel etwa sind gut bekannte, sehr stabile Partikel, die man auch mit Fluoreszenzfarbstoffen einfärben kann. Dadurch ist es möglich, den Partikeln auf ihrem Weg in die Zelle zuzusehen und zu untersu-

chen, wie sie sich innerhalb der Zelle verhalten.

Dazu werden Nanopartikel in einem Nährmedium gelöst. Von dort aus wandern sie „überraschend schnell“, so die Wissenschaftlerin, bis in die Zelle und dann - zum Erstaunen der Forscher - auch bis in den Zellkern. „Dort lösen sie dramatische Veränderungen aus“, erklärt Anna von Mikecz, „sie zerstören die Zellstruktur und verändern die Architektur des Zellkerns.“ „Besorgniserregend“, nennt die Biologin die mikroskopischen Bilder, denn die Zellkerne sehen nach dem Eindringen der Nanopartikel ähnlich aus wie Zellen bei neurodegenerativen Erkrankungen wie etwa Chorea Huntington und Parkinson oder verschiedenen Formen des Muskelschwundes (Muskeldystrophie). Durch die Veränderungen der Zellstruktur wird auch die Funktion der Zelle gestört. „Der Zellkern ist das Schaltzentrum, das die Information von der DNA in eine Proteinfole übersetzt“, erklärt von Mikecz, „wenn diese Umwandlung zerstört ist, kann keine genetische Information mehr weitergegeben

werden.“ Die Zellen verfallen in einen Alterungszustand, sie sterben zwar nicht ab, haben aber auch keine Funktion mehr.

Die Veröffentlichung ihrer Daten in der international renommierten Fachzeitschrift „Journal of Experimental Cell Research“ war schwierig, „die Ergebnisse sind ein heißes Eisen, das keiner gerne veröffentlichen möchte“, so von Mikecz. Nicht nur doppelt, sondern 100fach so akribisch wie sonst sei der Artikel vor der Publikation geprüft worden, erklärt sie und ist froh, dass der schwierige Veröffentlichungsprozess damit nun ein Ende hat.

Anna von Mikecz denkt, dass nicht alle Nanopartikel so verheerend auf die Zellkerne wirken wie die Siliciumdioxidpartikel, aber genaue Aussagen können erst gemacht werden, wenn man jeden einzelnen Stoff untersucht hat. „Ich denke, dass wir in rund fünf Jahren einen ganz guten Überblick haben, wenn wir jetzt beginnen, die Substanzen zu screenen.“

**Weitere Informationen: PD Dr. Anna von Mikecz, Tel. 0211 - 3389358**

## Forschung für gesunde Kinder

**A**m Sonntag, den 20. Februar, fand zum ersten Mal bundesweit der „Tag der Gesundheitsforschung“ statt. Er war der Kinder- und Jugendmedizin gewidmet. Die Medizinische Fakultät der Heinrich-Heine-Universität und das Universitätsklinikum Düsseldorf präsentierten von 10.00 bis 18.00 Uhr interessierten Besuchern verständlich und anschaulich Forschungsschwerpunkte aus diesem Bereich. Die Veranstaltung fand in der Kinderklinik und der MNR-Klinik des Universitätsklinikums statt. Sie informierte mit übergreifenden Vorträgen und ideenreichen Präsentationen zu mehr als 50 Einzelthemen.

Das Spektrum umfasste Neugeborenenmedizin, Stoffwechsel-, Infektions-, Blut- und Tumorerkrankungen sowie Herz- und Lungenerkrankungen. Es zeigte, wie die Forschung Versorgung und Heilungschancen kranker Kinder verbessern kann. Hannelore Kraft, Ministerin für Wissenschaft und Forschung des Lan-

des Nordrhein-Westfalen, hatte die Schirmherrschaft des „Tages der Gesundheitsforschung“ an der Heinrich-Heine-Universität übernommen.

Eine themenübergreifende Podiumsdiskussion stellte die Frage, ob alles Notwendige in der Forschung und für die Forschung getan wird.

Viele Präsentationen luden zum Mitmachen ein: Besucher konnten klinische Studien spielen, „gute“ Zellen und „böse“ Zellen erkennen, das Kinderherz durch die 3-D Brille sehen, ihre Lungenfunktion testen oder Gelenke per Ultraschall untersuchen.

Der „Tag der Gesundheitsforschung“ wurde an allen Medizinischen Fakultäten Deutschlands veranstaltet. Er war eine gemeinsame Aktion des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, des Medizinischen Fakultätentages, der Kompetenznetzwerke der Medizin, der Gemeinschaft der medizinischen Forschungsgesellschaften, der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde und Jugendmedizin. Koordinator in Düsseldorf war Prof. Dr. Udo Wendel (Allgemeine Pädiatrie). S. D.



# Promotionsfeier: 113 Doktorurkunden

Im Rahmen der feierlichen Promotionsfeier der Medizinischen Fakultät im Konrad-Henkel-Hörsaal am 21. Januar 2005 erhielten insgesamt 113 frischgebackene Doktorinnen und Doktoren ihre Examensurkunden (davon 14 in der Zahnmedizin). 49 sind Frauen.

Während der von Mitgliedern des Universitätsorchesters umrahmten Feier wurden durch Dekan Prof. Dr. Wolfgang Raab auch die Ehrenurkunden zur „Goldenen Promotion“ an Ärzte verliehen, die vor 50 Jahren ihre Examina an der damaligen Medizinischen Akademie Düsseldorf ablegten, der Vorgängerin der heutigen Heinrich-Heine-Universität. Insgesamt wären es neun gewesen, leider kamen nur vier wieder in ihre alte Alma mater.

Überreicht wurden auch die Urkunden für die Promotionsstipendien der Entrepreneurs-Foundation. Prof. Dr. Dr. h.c. Gert Kaiser, Präsident des Wissenschaftszentrums NRW, handigte sie an Ute Albrecht und Sören Twarock aus.

Ute Albrecht (geb. 1970) studierte Biologie an der Universität Hohenheim und ist seit 2002 in der Klinik für Gastroenterologie, Hepatologie und Infektiologie (Prof. Dr. Dieter Häussinger). Sie promoviert im Bereich der Experimentellen Hepatologie („Beeinflussung der Interleukin-6-induzierten Signaltransduktion durch Aktivierung anderer Signalwege in der Leber“).

Sören Twarock (geb. 1978) studierte Pharmazie in Düsseldorf und erhielt im Januar die Approbation als Apotheker. Er ist jetzt im Institut für Pharmakologie und Klinische Pharmakologie der HHU (Prof. Dr. Karsten Schrör) beschäftigt und promoviert zum Thema „Hyaluronsäure - das fehlende Bindeglied



Bei der Promotionsfeier: Prof. Dr. Dr. h.c. Gert Kaiser, Präsident der Freundesgesellschaft, Hörlein-Preisträger PD Dr. Carsten Korth und Rektor Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch (v.l.). Foto: Julia Kranz

zwischen erhöhter COX-2-Expression und Tumorprogression?“.

Ebenfalls verliehen wurde der mit 5.000 Euro dotierte Hörlein-Preis. Ihn erhielt PD Dr. Carsten Korth für seine Habilitationsschrift „Diagnostik und Therapie von Prionerkrankungen“. Korth (geb. 1963) studierte Humanmedizin in Berlin, München und Kiel. 1995 promovierte er in München („magna cum laude“), seit 2002 ist er Leiter der Arbeitsgruppe „Neurodegenerative Erkrankungen“ am Institut für Neuropathologie der HHU (Prof. Dr. Guido Reifenberger); die Habilitation erfolgte 2003. R. W.



## LIONS Hornhautbank: Bilanz 2004

2004 hat die LIONS Hornhautbank NRW der Heinrich-Heine-Universität insgesamt 907 Transplantate begutachtet und konserviert. Damit konnte sie die Zahl der konservierten Spenderhornhäute im Vergleich zum Vorjahr um 13 Prozent steigern (um 103).

Dies ist einmal auf die gestiegene Zahl der in Kommission genommenen Hornhäute von Datenbanken in Amsterdam und Rotterdam zurückzuführen. Zudem erwies sich das Institut für Rechtsmedizin der Universität als umfangreichste Quelle von Transplantaten.

Jährlich werden in Deutschland etwa 3.000 Hornhauttransplantationen durchgeführt. Hornhauttrübungen, die beispielsweise nach Entzündungen oder Verletzungen des Auges auftreten und das Sehen beeinträchtigen, bedingen diese medizinischen Eingriffe. Die Erfolgsrate der Operationen konnte auf über 95 Prozent gesteigert werden und macht damit die Hornhautverpflanzung zur erfolgreichsten Transplantationsart überhaupt. Ein erfahrener Arzt kann den Eingriff, bei dem die erkrankte Hornhaut mit einem Rundmesser, auch Trepan genannt, ausgestanzt und in die Lücke ein Transplantat eingenäht wird, innerhalb von 30 Minuten durchführen.

Im letzten Jahr stellte die LIONS Hornhautbank NRW insgesamt 445 Hornhäute für Verpflanzungen zur Verfügung. Die Augenklinik der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf erhielt 258. 187 wurden an Krankenhäuser in Deutschland (Schwerpunkt Nordrhein-Westfalen) und den Niederlanden geschickt. Der Anteil der Transplantate, die für eine Verpflanzung nicht geeignet waren, betrug 2004 etwa 45,4 Prozent (2003: 43,5 Prozent).

Anfang dieses Jahres wurde auf ein neues Datenbanksystem umgestellt, das der ehemalige Mitarbeiter der Hornhautbank, Dr. Daniel Böhringer, über Jahre entwickelt hat. Es stellt eine Plattform bereit, die künftig einen verbesserten Austausch von Transplantaten mit der LIONS Hornhautbank der Regio an der Universitätsaugenklinik in Freiburg ermöglichen wird. Ebenso ist für dieses Jahr die Anschaffung eines weiteren Brutschrankes vorgesehen.

Das Team der LIONS Hornhautbank NRW hat es sich für das Jahr 2005 zur Aufgabe gemacht, die bestehenden Kontakte zu pflegen und den Kreis der Spenderquellen kontinuierlich zu erweitern. Melanie Kalwa

Weitere Information: Dr. med. Helga Spelsberg, Leiterin der LIONS Hornhautbank NRW, Tel. 0211 - 81 - 18795, E-mail: spelsber@uni-duesseldorf.de



## DAAD-Preis für Cristina Rita Parau

**C**ristina Rita Parau aus Rumänien erhielt den DAAD-Preis 2004 für hervorragende Leistungen ausländischer Studierender der Heinrich-Heine-Universität. Die Auszeichnung des Deutschen Akademischen Austauschdienstes ist mit 800 Euro dotiert.

Cristina Rita Parau, 1979 geboren, belegte 1998 zwei Semester Philologie an der Babes-Bolyai Cluj-Napoca-Universität in Rumänien, wechselte im Wintersemester 1999/00 jedoch an die Heinrich-Heine-Universität, wo sie Germanistik und Medienwissenschaften studierte. Im Sommersemester 2004 legte sie ihr Magistertexamen mit der Gesamtnote 1,0 erfolgreich ab. In dem Vorschlagsschreiben für den Preis wurde ihre Magisterarbeit zur Untersuchung des Frühwerks von Josef Ponten, vor allem die Genese seiner Kunsttheorie, als „besondere Leistung auf hohem intellektuellen Niveau bewertet“ und Cristina Parau selber als „eine der besten Nachwuchswissenschaftlerinnen ihres Faches“ bezeichnet.



**Die Prorektorin für internationale Angelegenheiten, Prof. Dr. Vittoria Borsò, überreichte den Preis an Cristina Rita Parau.**

**Foto: Betina van Fürden**

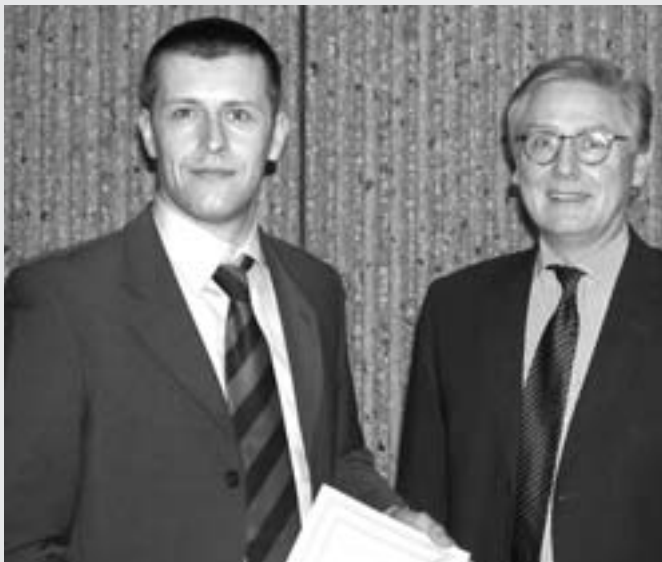
Cristina Rita Parau hat neben ihrem Studium als studentische Hilfskraft im Universitätsarchiv und am Lehrstuhl Germanistik I gearbeitet, wo sie ebenfalls „besondere wissenschaftliche Leistungen“ erbrachte. Außerdem hat sie sich durch intensive Archivrecherchen und planerische Vorarbeiten an der von Prof. Dr. Gertrude Cegl-Kaufmann kuratierten Ausstellung „Kultur und bürgerlicher Lebensstil im 19. Jahrhundert. Die Zuccalmaglios“ mit „beispiellosem Engagement“ eingebracht.

Cristina Rita Parau engagierte sich in besonderem Maße für die Integration ausländischer Mitbürger in die deutsche Gesellschaft. Durch ihren zusätzlichen Abschluss in „Deutsch als Fremd- und Zweitsprache“ konnte sie im Rahmen eines Weiterbildungsprogramms der Stadt Solingen fremdsprachige Kindergartenkinder aller Nationen in der deutschen Sprache fördern. Dies soll die Kinder befähigen, den Unterricht in der Grundschule sprachlich selbstständig zu folgen.

B. v. F.

## Hadding-Preis an Dr. Leliveld

**D**r. Rutger Leliveld (30) erhielt am 30. März im Rahmen des BMFZ-Meetings „Infection and Immunity“ (300 Besucher) den Ulrich-Hadding-Forschungspreis. Der mit 2.000 Euro dotierte Preis wird vom Biologisch-Medizinischen Forschungszentrum (BMFZ) der Heinrich-Heine-Universität



**Dr. Rutger Leliveld (links) und Prorektor Prof. Dr. Jürgen Schrader, der die Auszeichnung verlieh.**

**Foto: Melanie Kalwa**

Düsseldorf verliehen. Die Auszeichnung ist für exzellente, junge, nicht habilitierte Forscher aus den Arbeitsgruppen der BMFZ-Mitglieder gedacht.

Dr. Leliveld ist in Hoorn (NL) geboren und studierte Biomedizinische Wissenschaften und Chemie in Leiden (NL). Seine Diplomarbeit absolvierte er am Imperial College London (UK) bei Dr. Gilardi. 2003 promovierte er an der Universität Leiden bei Prof. Abrahams. Seit 2003 arbeitet er als Postdoc am Institut für Neuropathologie in Düsseldorf in der Arbeitsgruppe von PD Dr. Korth.

Der Vorstand des BMFZ verlieh Dr. Leliveld den Ulrich-Hadding-Forschungspreis für seine Verdienste bei der Erforschung im Bereich Proteinkonformation und Neurodegeneration bei Prionerkrankungen des zentralen Nervensystems.

Cornelia Hoener

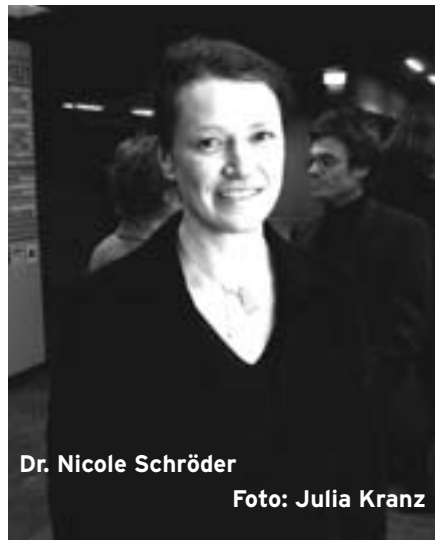
## Amerikanistin: Beste Dissertation 2004

**D**er mit 2500 Euro dotierte Preis für die Beste Dissertation der Philosophischen Fakultät im Jahr 2004 wurde an die Amerikanistin Dr. Nicole Schröder verliehen. Die Doktorarbeit trägt den Titel: „Spaces and Places in Motion: Spatial Concepts in Contemporary American Literature“.

Nicole Schröder, 1971 in Duisburg-Rheinhausen geboren, begann 1991 das Studium der Fächer Englisch, Deutsch und Kunstgeschichte sowie „Deutsch als Fremd- und Zweitsprache“ an der HHU, das sie 1999 mit dem Staatsexamen abschloss.

Nach Studien- und Forschungsaufenthalten an amerikanischen Universitäten wie der University of California at Davis, der Duke University in New York und der Stanford University in Kalifornien schrieb sie 2004 die Dissertation in der Abteilung für Amerikastudien der Heinrich-Heine-Universität bei Prof. Dr. Herwig Friedl.

Im Rahmen ihrer Promotionsarbeit erforschte sie die Zusammenhänge von



Dr. Nicole Schröder

Foto: Julia Kranz

Ort, Raum und kultureller Identität und analysierte, wie diese Begriffe von zeitgenössischen amerikanischen Autoren, wie zum Beispiel Joy Harjo, Garrett Hongo, der Nobelpreisträgerin Toni Morrison und Michelle Cliff, sichtbar gemacht werden.

Die Interpretation der Werke zeigt, dass der scheinbar so geradlinige Zu-

sammenhang zwischen Identität, Kultur und Ort durch vielfältige Austauschprozesse zwischen Orten und Menschen durchbrochen und in Frage gestellt wird.

Die Autoren kartographieren so den Raum Amerika neu und tragen damit den verschiedenen kulturellen Räumen, Identitäten und Konstruktionen ihrer Bewohner Rechnung.

Seit 1999 ist Nicole Schröder vornehmlich auch Düsseldorfer Anglistik-Studenten als Lehrende bekannt. Sie hielt Proseminare im Bereich Amerikastudien unter anderem zu den Themen ‚Gender Studies‘, ‚Popular Culture‘, ‚Contemporary American Literature‘ sowie ‚Postcolonial and Minority Studies‘.

Auch gab sie in Einführungen in die amerikanische und englische Literaturwissenschaft. Zur Zeit konzentriert sich Nicole Schröder jedoch auf jüngere Lernende, sie ist Studienreferendarin für die Fächer Deutsch und Englisch am Reinhard-und-Max-Mannesmann-Gymnasium in Duisburg.

Andrea Kranz

## Beste Dissertation der Naturwissenschaften

**I**m Rahmen der festlichen Promotionsfeier der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät bekam Dr. rer. nat. Johannes Hermann den mit 2.500 Euro dotierten Preis für die Beste Dissertation 2004 verliehen. Seine Doktorarbeit befasst sich mit der „Kombinierten quanten - und molekularmechanischen Untersuchung zu Acylierung von Klasse A  $\beta$ -Lactamasen“ und geht der Frage nach, warum manche Antibiotika unwirksam sind.

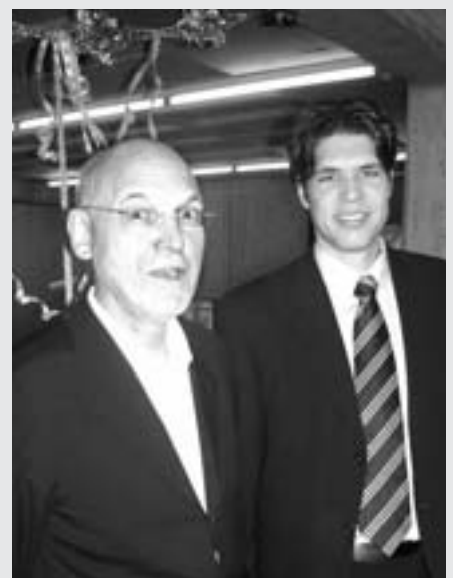
Johannes Cornelius Hermann wurde 1974 in Frankfurt am Main geboren. Nach dem Studium der Pharmazie an der Albert-Ludwigs Universität Freiburg, das er mit der Note 1.0 im 2. Staatsexamen abschloss, folgten Praktika bei der Bayer AG in Wuppertal und Japan. Promoviert hat Hermann schließlich am Institut für

Pharmazeutische Chemie an der Heinrich-Heine-Universität unter der Anleitung von Prof. Dr. Hans-Dieter Höltje, wo er auch in den Jahren 2000 bis 2004 als Wissenschaftliche Hilfskraft angestellt war.

Neben der Forschung in Düsseldorf absolvierte der Preisträger auch einen Forschungsaufenthalt an der University of Bristol. Im Zeitraum von Juni bis Oktober 2004 betreute er dort ein Forschungsprojekt, das von der Royal Society und einem Postdoc-Stipendium des DAAD gefördert wurde.

Momentan arbeitet Hermann mit einem Stipendium der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina an der University of California San Francisco.

Andrea Kranz



Doktorvater Prof. Dr. Hans-Dieter Höltje und Dr. Johannes Hermann.

Foto: A.K.

## drupa-Preis 2005 für Kunsthistorikerin



Bei der Preisverleihung im Düsseldorfer Industrieclub (v.l.n.r.): Albrecht Bolza-Schünemann (Präsident der drupa), Dr. des. Wiebke Windorf, Werner M. Dornscheidt (Vorsitzender der Geschäftsführung Messe Düsseldorf GmbH) und Prof. Dr. Hans Körner (Doktorvater)

Foto: Melanie Kalwa

Die Düsseldorfer Kunsthistorikerin Dr. des. Wiebke Windorf erhielt am 26. April im Industrieclub für ihre Doktorarbeit den drupa-Preis 2005. Er wird von der Düsseldorfer Messegesellschaft mbH-NOVEA für herausragende Dissertationen der Philosophischen Fakultät vergeben und ist mit 6.000 Euro dotiert.

Wiebke Windorf wurde 1974 in Oldenburg geboren. Nach dem Abitur 1994 studierte sie Kunstgeschichte, Neuere Geschichte und Philosophie an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. 1998 erhielt Wiebke Windorf von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf e.V. ein Magisterarbeitsstipendium in Rom, 2000 ein dreijähriges Graduiertenstipendium des Landes Nordrhein-Westfalen.

Von November 2004 bis März 2005 vertrat sie als wissenschaftliche Angestellte eine Assistentenstelle am Kunsthistorischen Institut der Universität Bonn. Sie leitete u.a. Proseminare, z. B.

„Römische Altarbilder des 17. Jahrhunderts“ und betreute eine Publikation.

Seit 2004 ist sie Kollegiatin des DFG-Graduiertenkollegs „Europäische Geschichtsdarstellungen“ an der Universität in Düsseldorf. 2005 wurde sie wissenschaftliche Angestellte als Vertretung der Assistentenstelle am Seminar für Kunstgeschichte der Düsseldorfer Universität.

2000 bis 2004 promovierte sie bei Prof. Dr. Hans Körner zum Thema: „Sakrale Historienmalerei in Neu-St. Peter: Faktizität und Fiktionalität in der Altarbildausrüstung unter Papst Urban VIII. (1623-1644)“.

Thematisch befasst sich die Arbeit mit den Altarbildern, die in den 20er und 30er Jahren des 17. Jahrhunderts für die neue Peterskirche in Rom in Auftrag gegeben wurden. Die 15 Bilder von unterschiedlichen Künstlern präsentieren oft Martyriums- oder Wunderszenen. Theoretische Hintergründe bezüglich des terminologischen Gebrauchs der sakralen Historienbilder (ursprünglich die bildli-

che Darstellung eines religiösen Ereignisses, beispielsweise aus der Bibel oder einer Heiligenlegende) werden kritisch beleuchtet. Dabei steht die Frage nach den Folgen für das sakrale Historienbild durch den bildertheologischen Diskurs des 16. Jahrhunderts im Mittelpunkt der Dissertation.

Melanie Kalwa

### Ihr Wahlrecht 2005 - Privater Zahnersatz

Nutzen Sie diese Möglichkeit und sichern Sie Ihren Zahnersatz mit unseren **neuen** Tarifen privat ab. Umfangreichere Leistungen als in der gesetzlichen Kasse, moderner Zahnersatz, Zahlung für Inlays und Implantaten in Ergänzungs- und Privater Alternativ Absicherung

Generalvertretung  
Ingo Herchenhan  
Oberheider Str. 31  
40599 Düsseldorf  
Tel. 0211-343091  
Fax 0211-7487502  
Email: ingo.herchenhan@allianz.de  
www.herchenhan.de

**Allianz** 

## Forschungsförderung

**Dr. Ekrem Dere** (Institut für Physiologische Psychologie) ist von der DFG eine Sachbeihilfe in Höhe von 192.500 Euro bewilligt worden zum Thema „Humananaloges episodisches Gedächtnis in Rodentia und dessen neurochemische und neuroanatomische Grundlagen“.

**Prof. Dr. Matthias Franz** und seiner Arbeitsgruppe Psychophysiologische Affektforschung am Klinischen Institut für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie wurden von der DFG eine Sachbeihilfe (Personal- und Sachmittel) zur Durchführung eines psychophysiologischen Projektes zur Gesichtserkennung bei emotional beeinträchtigten Personen gewährt.

**Juniorprofessor Dr. Filipp Oesterheit** (Institut für Physikalische Chemie und Elektrochemie/ Arbeitsgruppe Nanoanalytik) erhält für das Projekt „Neue Methoden zur kontrollierten molekularen Strukturbildung auf Oberflächen“ vom NRW-Ministerium für Wissenschaft und Forschung 1,2 Millionen Euro.

## INSTAND Förderpreis/ INSTAND-Doktorandenpreis

Das Institut für Standardisierung und Dokumentation im medizinischen Laboratorium e.V. vergibt alle 2 Jahre einen wissenschaftlichen Förderpreis, der mit 5.000 Euro dotiert ist. Die Ziele der Forschungsförderung betreffen die Qualitätssicherung und Qualitätsverbesserung von Analyseverfahren auf dem Gebiet der klinischen Chemie, Hämatologie, Hämostaseologie, Immunologie, Mikrobiologie, Urologie und Parasitologie.

Teilnahmeberechtigt sind Ärzte und Naturwissenschaftler aus dem In- und Ausland, wenn sie das 40. Lebensjahr noch nicht vollendet haben. Die Arbeiten können in deutscher, in englischer oder in französischer Sprache eingereicht werden. Sofern Publikationen eingereicht werden, sollten diese nicht mehr als ein Jahr zurückliegen.

Zum gleichen Termin wird ein „Preis für Dissertationsarbeiten“ ausgeschrieben, der junge Nachwuchswissenschaftler auf dem Gebiet der Qualitätssicherung/des Qualitätsmanagements im medizinischen Laboratorium fördern soll. Dieser Preis ist mit 1.500 Euro dotiert.

Bewerbungen (**Frist: 30. September 2005**) sind in zweifacher Ausfertigung an den Vorstand des Instituts für Standardisierung und Dokumentation im medizinischen Laboratorium e. V. (INSTAND e.V.), Ubierstr. 20, 40223 Düsseldorf, zu richten.

## Forschungspreis der Dr. Günther- und Imme-Wille-Stiftung

Die Gesellschaft von Freunden und Förderern der Heinrich-Heine-Universität vergibt aus Mitteln der Dr. Günther- und Imme-Wille-Stiftung für das Jahr 2005 den Forschungspreis der Dr. Günther- und Imme-Wille-Stiftung.

Durch die Vergabe sollen vorrangig Forschungsarbeiten von Nachwuchswissenschaftlern (Altersgrenze 40 Jahre) Anerkennung finden und zugleich gefördert werden. Der Förderpreis ist ausgestattet mit einem Geldbetrag von 10.000 Euro. Der Preis wird ausgeschrieben für wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gesamtgebiet der Lebenswissenschaften (medizinisch-experimentelle und klinische Forschung), für medizinbezogene kultur- und geisteswissenschaftliche Arbeiten.

Eingereichte Arbeiten sollen möglichst aktuelle gedruckte bzw. zum Druck angenommene Publikationen sein, die nicht älter als zwei Jahre sind.

Bei der Einreichung von Beiträgen aus Gruppenarbeiten müssen die gewichteten Anteile von Mitautorinnen und Mitautoren nachvollziehbar kenntlich gemacht sein.

Arbeiten für die Preisbewerbung sind in deutscher oder englischer Sprache jeweils in vier Exemplaren einzureichen. Die Bewerbungen müssen bis spätestens **1. Juni 2005** beim Rektor der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Universitätsstraße 1, Gebäude 16.11, 40225 Düsseldorf, eingegangen sein.



Foto: Gard-Matthias Hoeflehen

### Togo: Weg aus der Abhängigkeit

In Togo sind Mädchen billige Handelsware: Oft an ältere Männer verheiratet, sind sie für alle Arbeiten im Haus und auf dem Feld zuständig. Nach dem Tod des Mannes haben sie keinerlei Rechte und werden zu ihrer Familie zurückgeschickt. „Ausbildung statt Ausbeutung“ ist deshalb das Motto von La Colombe. Das Projekt bildet Mädchen und junge Frauen in einfachen Handwerkstechniken aus und eröffnet damit einen Weg aus totaler Abhängigkeit und Verfügbarkeit.

**„Brot für die Welt“ und seine Partner geben Hoffnung auf ein Leben in Würde. Helfen Sie mit!**

*Ich möchte mehr Infos über die Arbeit von „Brot für die Welt“*

*Senden Sie mir Unterlagen über Ihre Aktion, Ihre Partner und den Einsatz der Spendenmittel.*

*Ich bitte um kostenlosen Bezug der Quartals-Nachrichtenbörse rund um unsere Eine Welt „Der Ferne Nächste“.*

Name

Straße

PLZ/Ort

Postbank Köln  
500500-500  
Postfach 10 11 42  
70010 Stuttgart

**Brot für die Welt**  
www.brot-fuer-die-welt.de

# Nachruf em. Prof. Dr. Joachim Walter Schultze

Die Universität trauert um em. Prof. Dr. Joachim Walter Schultze. Der ehemalige Lehrstuhlinhaber für Physikalische Chemie (seit 1979) verstarb am 14. März 2005.

Prof. Schultze wurde am 23. Januar 1937 in Jena geboren. 1955 begann er dort ein Chemiestudium und wechselte 1956 an die Freie Universität West-Berlin. 1962 erfolgte die Diplomarbeit am Fritz-Haber-Institut der Max-Planck-Gesellschaft, die Promotion 1966. 1972 wurde Schultze zum Professor für Physikalische Chemie an der FU Berlin ernannt. 1976 bis 1978 war er dann Leiter des Instituts. Schließlich erhielt er 1979 einen Ruf nach Düsseldorf.

Besonders hervorgehoben wird in der Fachwelt, dass Schultze konsequent mo-

derne Messtechniken und die frühe Anwendung von Prozessrechnern einführte, um Elektrodenprozesse mit hoher Zeitauflösung zu verfolgen. Dabei stieß er durch schnelle Messverfahren in den Mikrosekundenbereich vor.

Neben den Grundlagen der Elektrodenprozesse weckten besonders angewandte und industriennahe Probleme sein Interesse. Sein spezielles Interesse galt in den letzten Jahren der Mikro- und Nano-Elektrochemie.

Prof. Schultze galt als Organisationstalent bei Symposien, er engagierte sich in zahlreichen wissenschaftlichen Gesellschaften. Neben seinem Engagement bei der Fachgruppe Angewandte Elektrochemie, diversen Kommissionen der DECHEMA und der Gesellschaft für

Oberflächen- und Galvanotechnik war er 1995/96 Präsident der International Society of Electrochemistry. Bei diversen Forschungsprogrammen des Landes NRW war er federführend. Besonders muss sein Engagement bei der Gründung der Arbeitsgemeinschaft Elektrochemischer Forschungseinrichtungen (AGEF) erwähnt werden (1986).

Sein Wirken in Forschung und der Forschungsorganisation brachte Prof. Schultze zahlreiche Preise und Auszeichnungen ein, etwa 1989 die Ernennung zum Fellow der Japan Society for Promotion of Science, 1990 die Verleihung der Heyrowsky-Medaille und 1997 die Ernennung zum Fellow der Electrochemical Society.

R. W. /H.-H. St.

# Nachruf em. Prof. Dr. Ilse Rechenberger

Em Prof. Dr. med. Ilse Rechenberger (Psychosomatik in der Frauenheilkunde) ist am 11. Januar im Alter von 71 Jahren verstorben.

Prof. Rechenberger wurde 1934 geboren und studierte ab 1955 Medizin in Köln und an der damaligen Medizinischen Akademie in Düsseldorf, wo sie auch 1960 promovierte. Nach der Medizinalassistentenzeit in Düsseldorf (u. a. bei Prof. Oberdisse) war sie ab 1968 Oberärztin an der Universitätshautklinik Düsseldorf. 1974 wurde sie Akademische Rätin, 1977 Akademische Oberrätin. Die Habilitation erfolgte 1975, die Ernennung zur apl. Professorin 1980.

1978 schloß sie eine Zusatzausbildung zur Psychoanalytik ab. Seit 1970 war sie Dozentin am Institut für Psychoanalyse

und Psychotherapie (Prof. Dr. Heigl-Evers). 1990 wurde sie zur C3-Professorin ernannt. Zehn Jahre später ging sie in den Ruhestand.

Prof. Dr. Ilse Rechenberger hat sich in mannigfacher Weise um die Universität verdient gemacht, nicht zuletzt durch ihre Mitarbeit in den Gremien.

Herausgeber: Pressestelle der  
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Redaktion: Rolf Willhardt (verantwortlich),  
Dr. Victoria Meinschäfer

Idee und Konzeption: Bärbel Broer, Oststraße 48,  
41564 Kaarst, Tel. 02131 - 4065845, Fax 02131 -  
4065846

Gestaltungskonzept, Layout und Produktion:  
Wiedemeier & Martin, Wilhelm-Tell-Str. 26,  
40219 Düsseldorf, Tel.: 0211 - 8 54 90 65,  
Telefax: 8 54 90 69, www.wiedemeier-martin.de

Redaktionelle Mitarbeit: Katharina Beyen, Vittoria  
Borsò, Betina van Fürden, Marianne Hesse-Dornscheid,  
Susanne Dopheide, Andreas Feuerborn, Peter  
Hachenberg, Cornelia Höner, Melanie Kalwa, Andrea  
Kranz, Julia Kranz, Anette Traude, Patricia Nitsch,  
Sarah Stöhr

Auflage: 7.500 Exemplare

Anschrift: Heinrich-Heine-Universität - Pressestelle -  
Universitätsstraße 1, 40225 Düsseldorf,  
Tel.: 0211 / 81-1 20 22; 1 32 53; 1 24 39; Fax: 81-1 52 79

e-mail: willhardt@verwaltung.uni-duesseldorf.de,  
meinschaefer@verwaltung.uni-duesseldorf.de

Redaktionsschluß 2/2005: 20. August 2005  
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht  
unbedingt die Meinung der Redaktion wider.  
Titelfoto: privat

Anzeigenverwaltung: Presse-Informationsagentur  
Reichert, Birkenstraße 30, 40233 Düsseldorf,  
Tel.: 0211 / 68 33 13, Fax: 68 33 82

Druck und Verlag: WAZ-Druck GmbH & Co. KG, Theodor-  
Heuss-Straße 77, 47167 Duisburg, Tel.: 0203 / 99 48 70

Nachdruck der Textbeiträge nur nach Absprache  
mit der Redaktion.

## 25-jähriges Dienstjubiläum

**Fouad Boudra-Jilah** (Universitätsklinikum).

**Prof. Dr. Axel Bühler** (Lehrstuhl für Praktische Philosophie) am 29. März 2005.

**Regina Bulzmann** (Dez. 6.6) am 31. Januar 2005.

**Ingeborg Eichhorn** (Universitätsklinikum) am 31. März 2005.

**Ellen Gerke** (Universitätsklinikum) am 1. April 2005.

**Ana Paula Guimaraes** (Universitätsklinikum) am 17. Mai 2005.

**Doru-Nicolae Gherban** (Lehrstuhl für experimentelle Physik der kondensierten Materie) am 16. März 2005.

**Alfred Glowienka** (Dez. 6) am 12. Januar 2005.

**Dr. Abdolali Golmina** (Sportwissenschaft) am 30. April 2005.

**Gertrud Hupperzt** (Universitätsklinikum) am 2. Januar 2005.

**Athina Katsigianni** (Universitätsklinikum) am 2. Juni 2005.

**Martin Koerbel-Landwehr** (Personalrat der nichtwiss. Mitarbeiter/-innen des Universitätsklinikums).

**Regina Landwehr** (Universitätsklinikum) am 1. April 2005.

**Karin Vera Erika Matthée** (Institut für pharmazeutische Technologie) am 31. März 2005.

**Anna Nagy** (Institut für Mikrobiologie) am 31. Januar 2005.

**Maria del Carmen Vidal Dominguez** (Universitätsklinikum) am 1. April 2005.

**Peter Thielen** (Techn. Leiter des Botanischen Gartens) am 2. März 2005.

## 40jähriges Dienstjubiläum

**Hubertine Adrian** (Universitätsklinikum) am 14. Mai 2005.

## Ehrungen

**Prof. Dr. Heinz Mehlhorn** (Institut für Morphologie, Zellbiologie und Parasitologie) wurde zum Gutachter für die australischen Exzellenzzentren der Biomedizinischen Forschung ernannt. Er ist damit neben einem englischen und einem amerikanischen Kollegen der dritte Ausländer.

**Prof. Dr. Karsten Schrör** (Direktor des Institutes für Pharmakologie und Klinische Pharmakologie) wurde anlässlich der 46. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für experimentelle und klinische Pharmakologie und Toxikologie (DGPT) zum Vorsitzenden der Gesellschaft für Experimentelle Pharmakologie gewählt.

## Apl. Professor

**PD Dr. Charlotte Marianne Esser** (Institut für Umweltmedizinische Forschung).

**PD Dr. Hans-Hilmar Kallweit** (Abt. für Ältere Germanistik)

**PD Dr. Bernd Kieseier** (Neurologische Klinik).

**PD Dr. Thomas Jürgen Schmidt** (Pharmazeutische Biologie).

**Dr. Jörg Peter Vögele** (Philosophische Fakultät).

## Honorarprofessor

**Dr. Peter Meier-Beck** (Juristische Fakultät).

**Dr. Hans Ulrich Prinz** (Juristische Fakultät).

## Todesfälle

**Barbara Kolossa** (Universitätsklinikum) am 22. März 2005 im Alter von 45 Jahren.

**Brigitte Schiffer-Schlott** (Universitätsklinikum) am 19. Januar 2005 im Alter von 59 Jahren.

# I M F R A G E B O G E N

## Klassische Philologie: Prof. Dr. Markus Stein



Prof. Dr. Markus Stein

Foto: Melanie Kalwa

**P**rof. Dr. Markus Stein ist neuer Lehrstuhlinhaber für das Fach „Klassische Philologie“. Stein wurde 1962 in Rheinbach bei Bonn geboren. 1982 begann er das Lehramtsstudium der Lateinischen und Griechischen Philologie in Köln, wo er ab 1983 noch das Fach Geschichte belegte. 1990 erhielt er ein Graduiertenstipendium des Landes Nordrhein-Westfalen. Stein promovierte 1992 mit einer Arbeit zum Thema „Definition und Schilderung in Theophrasts Charakteren“. Im selben Jahr wurde er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Altertumskunde in Köln (bis 2002). Hier unternahm er auch erste Studien zum Thema seiner Habilitation über „Manichaica Latina“. Sein weiterer beruflicher Lebensweg führte ihn dann an die Universität in Bonn, wo er für ein Semester die Vertretung des Lehrstuhls für Griechische Philologie am Philologischen Seminar übernahm. 2003 folgte die Lehrstuhl-Vertretung für Lateinische Philologie und Nebendisziplinen am Institut für Altertumskunde in Köln. Im Jahr darauf berief man ihn als Vertreter der Professur des Instituts für Griechische und Lateinische Philologie an die Universität Hamburg. 2004 bis 2005 arbeitete er als Lehrkraft für besondere Aufgaben am Seminar für Klassische Philologie der Universität in Göttingen. Zum Sommersemester 2005 nahm er nun die Lehrtätigkeit am Institut für Klassische Philologie in Düsseldorf auf. Melanie Kalwa

### Was war Ihr erster Berufswunsch?

Als Kind einmal Bauarbeiter, weil die, wie mir schien, bei Schlechtwetter nicht zu arbeiten brauchten, später natürlich Lehreres.

### Was war das Thema Ihrer ersten Vorlesung?

Antike Briefdichtung.

### Wann ist ein Professor ein guter Professor?

Es gibt kein Patentrezept; ich habe Professoren kennen gelernt, die nicht nach jedermanns Geschmack waren, aber sie hatten in ihrer Weise etwas zu sagen, und sie haben gewirkt.

### Welche Tugenden besitzen Sie und welche möchten Sie besitzen?

Ersteres mögen andere beurteilen, zu letzterem: mehr heitere Gelassenheit gegenüber manchen Dingen.

### Können Sie ein Buch oder einen Beitrag für Studenten empfehlen, die eine wissenschaftliche Laufbahn anstreben?

Zum einen das Prooemium in Gellius' Noctes Atticae (2. Jh. n. Chr.), wo er von der Entstehung dieses Werkes berichtet: in den langen Nächten des winterlichen Attika; zum anderen die Rubrik „Fundsachen“ in Forschung & Lehre.

### Haben es Frauen in der Wissenschaft schwerer?

Wenn mir denn ein Urteil gestattet ist: nicht schwerer, wie mir scheint, als in der so genannten freien Wirtschaft – was immer noch schwer genug ist.

### Welche Fremdsprachen beherrschen Sie?

Soweit man eine andere Sprache als die Muttersprache beherrschen kann: Latein und Griechisch von Amts wegen, Englisch, Französisch und Italienisch so, dass es zur Lektüre reicht, zum Teil auch darüber hinaus, Neugriechisch und Spanisch sollten mich auch nicht schrecken.

### Welches Buch lesen Sie gerade?

Fontane, „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“.

### Was tun Sie in Ihrer Freizeit?

Ich sollte Sport treiben.

### Was mögen Sie überhaupt nicht essen?

Die Spartanische Schwarze Suppe. (Anm. d. Red.: Schweinefleisch in Blut gekocht, mit Essig und Salz gewürzt.)

### Wie würden Sie am liebsten leben?

Momentan bin ich ganz zufrieden.

### Was war Ihr bisher größter Erfolg?

Dass ich, als ich mit dem eigenen kontinentalen Wagen in England unterwegs war, nur ein einziges Mal beinahe in die falsche Straßenmündung eingebogen wäre.

### Ihr größter Flop?

Sport in der Unter- und Mittelstufe: fast immer nur Leichtathletik oder Fußball.

### Welche Zeitung lesen Sie gerne?

„FAZ“ und „Le Monde“.

### Welche Fernsehsendung mögen Sie am liebsten?

Hin und wieder „Zimmer frei“.

### Drei Dinge, die Sie mit Düsseldorf und dem Rheinland verbinden:

Bedenken Sie, dass ich gerade erst von Köln herüberkomme ...

### Was sollte Ihnen einmal nachgesagt werden?

Könnten Sie mir die Frage noch einmal stellen, wenn ich in 25 Jahren in den Ruhestand gehe?



T · · Mobile · · ·



T · · Online · · ·



T · · Com · · ·



T · · Systems · · ·

# „T ist unsere Farbe, weil wir gemeinsam die Zukunft gestalten.“

Die Deutsche Telekom ist eines der größten integrierten Kommunikationsunternehmen und für Millionen von Kunden der Garant, der Freunde, Partner und die Zukunft verbindet. Auch Sie können sich mit der Zukunft verbinden. Wenn Sie engagiert und hochmotiviert sind, bieten sich Ihnen Perspektiven als Praktikant und Diplomand. Knüpfen Sie Kontakt unter [www.telekom.de/karriere](http://www.telekom.de/karriere)

Alles, was uns verbindet

